

Band 1206 • 2,60 DM/1,33 €

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Blut der schönen Frauen



BASTEI
ROMAN

Band 1206 • Deutschland 2,60 DEM/1,33 €

Osterreich 20 ATSh/1,45 € • Schweiz 2,00 CHF

Itali. 60 0,60/1,01 € • Niederl. 3,00 NLG/1,03 € • Frankf. 10,50/1,60 €

Ital. 31,00 ITL/1,60 € • Span. 200 ESH/1,40 € • Griech. 420 GRD/1,03 € • Port. cont. 380 PTE/1,03 €





GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1206

DAS BLUT DER SCHÖNEN FRAUEN

»Alles muss offen sein. Nicht verkrampfen, Kleine, nur nicht. Du bist so herrlich unschuldig.«

Die Flüsterstimme legte eine kurze Pause ein und sagte dann:
»Du bist süß - so süß wie Blut ...«

Die Worte drangen aus einem Mund, der halb offen stand. Präsent für den Blick des weiblichen Opfers, das Zähne sah, die an die Spitzen von Schwertern erinnerten.

Das Opfer schrie ...

Die Schreie waren nicht laut, mehr erbarmungswürdige, jammernde Laute, die nichts erreichten. Die andere Person war stärker und hatte ihr Opfer in die Ecke gedrängt. Es hockte auf der Matratze, den Rücken gegen eine harte Wand gepresst und sah nur diesen Mund.

»Blut - süßes, wundervolles Blut. Ich brauche es. Es bedeutet Leben für mich ...«

Zwei Hände erschienen und verdeckten das Gesicht mit dem offenen Mund. Schlanke Hände, deren Finger sich sehr langsam spreizten. Lange Nägel bildeten die Enden. Fast schon mit Messern zu vergleichen. Die Finger erwischten den Hals. Sie drückten leicht zu. Dann begannen sie den Hals zu umkreisen. Noch war es mehr ein Streicheln, doch der Druck nahm zu. Die Finger krümmten sich, sodass die Nägel härter gegen die Haut stechen konnten und sie aufrissen.

Blut sickerte aus den schmalen Wunden und zeichnete einen Kreis auf der Haut nach. Die Schmerzen waren da. Das Opfer wollte schreien. Es riss den Mund auf, aber in der Kehle stoppten die Laute. Noch konnte die junge Frau sehen, was sich vor ihr abspielte. Das Gesicht vor ihr zeigte ein böses und auch ein gieriges Lächeln, während sich die Hände weiterhin um den Hals bewegten.

Jetzt drang bereits das Blut hervor. Dicke Tropfen quollen nach außen, bevor sie am Hals entlangsickerten. Die Finger ließen nicht los. Jede Bewegung wurde von Stöhnlauten begleitet, und dann erwischten die Nägel eine Ader.

Das Blut erhielt Druck. Es sprudelte plötzlich hervor und direkt hinein in den weit geöffneten Mund.

Genau darauf hatte die Saugerin gewartet. Blitzschnell drückte sie den Kopf nach vorn. Sie wollte, dass kein Tropfen Blut verloren ging. Beide Lippen presste sie gegen den Hals. Sie trank und trank. Ein Labsal, etwas Wunderbares, das ihr die nötige Kraft gab, um weiterhin zu existieren. Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte

»Kaffee, Mr. Sinclair?«

»Oh, das ist super. Können Sie Gedanken lesen, Captain?«

Der Kollege von der Wasserpolizei lachte. »Bei diesem Wetter kann ich das schon.«

»Stimmt.« Ich erhielt die Tasse und schaute auf die dunkle Flüssigkeit, über die der Dampf schwebte, in den ich hineinblies. Nach dem dritten Blasen trank ich die ersten Schlucke und schaute dabei durch die leicht gebogene Frontscheibe des Schnellboots. Auf dem Glas klebten noch vereinzelte Wassertropfen, die der Wind dagegen geweht hatte. Das war kein Frühlingswetter. Der Winter hatte es uns noch mal richtig gezeigt, mit Schnee und Regen zugeschlagen, doch seit knapp einer Stunde regnete es nicht mehr.

Wir dümpelten noch im Hafen. Die erste Runde hatten wir bereits hinter uns, und dort war nichts passiert. Aber die zweite konnte durchaus einen Erfolg bringen. Dieser Meinung war zumindest Captain Amos Taylor.

Das Boot lag im Hafen von Thames Haven fest. Hier, wo die Themse sich anschickte, in die Nordsee zu fließen, war sie fast so breit wie ein See. Das gegenüberliegende Ufer war in der Dunkelheit nicht zu sehen. Außerdem war die Gegend dort nur spärlich bewohnt und mehr ein Gebiet für Urlauber. Vereinzelte Lichter blitzten wie Sterne in der Nacht.

Das Wasser zeigte sich friedlicher als noch vor einer Stunde, da der Wind abgeflaut war. Es schlügen keine Brecher mehr in den Hafen hinein, und die heftigen Regenschauer schütteten uns nicht mehr zu.

Zum Spaß war ich nicht hergefahren. Es ging einfach um eine Erscheinung, für die der Captain keine Erklärung fand. Zumindest keine, die ihn befriedigt hätte. Ihm war schon des Öfteren das Wesen aufgefallen, das bei Dunkelheit seine Runden zog und über dem Wasser und auch dem Land schwobte.

Kein Vogel war so groß und so schwarz. Laut Beschreibung des Captains konnte es sich dabei nur um eine riesige Fledermaus handeln, und dafür gab es den Begriff Vampir. Hätte er das fliegende Etwas nur ein Mal gesehen, dann hätte er keine Meldung gemacht, aber dieses seltsame Ding war ihm schon

mehrmals aufgefallen, und für seine Existenz gab es keine Erklärung. Zumindest nicht für ihn. Dass seine Meldung meinen Chef, Sir James Powell, erreicht hatte, lag daran, dass Captain Taylor auch Dienst in London getan hatte und deshalb wusste, dass es die Abteilung gab, die sich um gewisse unerklärliche Phänomene kümmerte.

Da war der Weg zu mir eben nicht weit gewesen. Einen Beweis für die Existenz dieses seltsamen Flugwesens hatten wir noch nicht erhalten, aber an Aufgabe dachten wir auch nicht. Wir würden eine zweite und dritte Tour fahren, wenn es möglich war.

Ich war auch nicht allein gekommen, sondern hatte meinen Freund und Kollegen Suko mitgebracht. Er hielt sich am Heck des Polizei-Kreuzers auf, um dort seine Beobachtungen zu machen.

Wir beide waren mit Infrarot-Gläsern ausgestattet, deren Technik die Nacht fast zum Tag machte. Wenn sich irgendetwas in der Luft bewegte, würden wir es entdecken.

Der Captain war ein Mann in meinem Alter. Er hatte ein glatt rasiertes Gesicht, dichte Augenbrauen und trug das Haar kurz geschnitten. Die Farbe seiner Augen waren grau wie die von Felsen. Dass er auch lachen konnte, davon zeugten die zahlreichen Fältchen in seinem gebräunten Gesicht.

»Schmeckt der Kaffee?«

»Sicher.«

»Ich habe gehört, dass Ihre Assistentin einen besseren kocht.«

Ich konnte das Lachen nicht stoppen. »Hat sich das schon herumgesprochen?«

»Was wollen Sie machen, Mr. Sinclair? Das Gute bleibt eben nicht geheim.«

»Dann sollten Sie mich mal im Büro besuchen.«

»Ja, wenn die Sache hier vorbei ist.«

Damit waren wir wieder beim Thema. »Sie sind davon überzeugt, dass es sich um eine Riesenfledermaus handelt, die Sie

einige Male hier am Himmel gesehen haben?«

»Aber sicher. Es ist kein Vogel gewesen.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich bin Realist. Das muss ich in meinem Job auch sein. Ich glaube nicht an Vampire. Für mich gibt es sie in der Wirklichkeit nicht. Aber ich habe auch gehört, wer Sie sind. Mit Kollegen habe ich über Sie gesprochen. Sie waren schon auf der Themse unterwegs, wenn auch nicht hier. All das, was ich eigentlich nicht akzeptiere, ist bei Ihnen eingetroffen. Damit schlagen Sie sich tagtäglich herum. Deshalb habe ich eben diese Meldung gemacht. Außerdem haben meine Leute die ungewöhnliche Erscheinung ebenfalls gesehen.« Er deutete gegen die Scheibe. »Sie schwebte wie ein großer Drachen durch die Luft. Allerdings kam sie uns nie so nahe, dass wir sie einfangen können.«

»Seien Sie froh.« Ich klopfte auf Holz. »Das hätte verdammt ins Auge gehen können. Wenn es sich bei diesem Monstrum tatsächlich um einen Vampir gehandelt hätte, wären Sie als Mensch ziemlich chanceilos gewesen. Mit normalen Kugeln hätten Sie nichts ausrichten können.«

»Das weiß ich. Allerdings hätte ich es mit einer Leuchtpistole versucht. Nur ist die Fledermaus nie so nahe an das Boot herangekommen, dass es für einen guten Schuss gereicht hätte.«

»Vielleicht haben wir ja heute Glück.« »Das hoffe ich sogar. Ich möchte nämlich nicht wie ein Trottel dastehen.« »Daran habe ich nie gedacht.« Wir standen auf der Brücke des Bootes. Der Blick auf die Themse war gut. Sie sah hier so ganz anders aus als in London. Viel breiter und auch wilder, weil die starken Wellen der Nordsee schon in das Mündungsgebiet hineinschwäpften. Wir wollten noch mit dem Auslaufen warten, bis sich das Wasser wieder beruhigt hatte. Nach Regen sah es auch nicht mehr aus, denn der letzte Wind hatte den Himmel fast wolkenfrei gefegt.

Die Sicht würde gut sein. Schon jetzt sah ich das Funkeln der fernen Sterne, aber der Mond war nicht zu sehen. Kein ideales Vampirwetter.

Captain Taylor warf einen Blick auf sein Chronometer am linken Handgelenk. »Ich denke, dass wir in einer Viertelstunde auslaufen können. Ist das okay?«

»Sie sind der Chef, Captain.« »Na ja, so sehe ich mich nicht gerade. Wollen Sie Ihrem Partner Bescheid geben?«

»Suko wird schon kommen.« Ich hatte den Satz kaum ausgesprochen, als ich aus dem Augenwinkel einen Schatten wahrnahm. Wenig später wurde die Tür geöffnet, und mein Freund betrat die Brücke. Im Gegensatz zu mir war er ziemlich wasserfest angezogen. Über seine Jacke hatte er das Ölzeug gestreift, dessen Rücken und Arme mit Leuchtfarbe versehen war. Auf dem Material glitzerten Tropfen. Er knöpfte den wadenlangen Umhang auf.

»Nichts«, meldete er. »Keine Fledermaus. Nicht mal ein Vogel, der durch die Nacht geflogen wäre. Heute haben selbst die Seeschwalben und Möwen Pause.«

»Auch einen Kaffee, Inspektor?«

»Danke, Captain, aber ich habe vorhin zwei Tassen Tee getrunken, das reicht.« Er wies auf sein vor der Brust hängendes Glas. »Das ist übrigens super. Da könnte man selbst in der Nacht zu einem Spanner werden.«

Taylor grinste, und ich meinte: »Du musst es ja wissen.«

»Du nicht?«

»Ich bin aus dem Alter raus.«

»Aha. Und ich dachte, du würdest erst jetzt hineinkommen.«

Ich winkte ab und sah, dass der Captain Mühe hatte, ein Lachen zu unterdrücken.

»An Land ist es auch ruhig«, meldete Suko. »Keine Schmuggler, die heimlich Boote entern, um irgendwelche Waren zu verscherbeln. Eine richtig friedliche Gegend.«

»Das kann sich ändern«, sagte ich.

Er schaute mich an. »Wieso? Weißt du mehr?«

Ich trank den restlichen Kaffee. »Nein, aber wir werden gleich in See stechen.«

»Hört sich stark an.«

Ich griff zu meinem Ölzeug, das ich an einen Haken gehängt hatte. Als ich die Jacke übergezogen hatte, nahm ich auch ein Nachtglas und hängte es mir um.

»Wollen Sie hier auf der Brücke bleiben oder nach draußen gehen?«, erkundigte sich Taylor.

»Wir bleiben nicht hier. Oder?« Ich schaute Suko an.

»Der beste Platz scheint mir am Bug zu sein.«

Damit war ich einverstanden.

Captain Taylor griff zum Mikro und gab eine Meldung an seinen Ersten Offizier weiter. Die Besatzung bestand aus fünf Leuten, einschließlich des Captains. Der Erste Offizier würde die Führung des Bootes übernehmen, aber Amos Taylor würde mit ihm auf der Brücke bleiben. Wir verließen sie und stiegen die wenigen Stufen hinab, um richtig an Deck zu gelangen, wo uns der Wind in die Gesichter blies und dann von der Seite her kam, als wir uns dem Bug näherten.

Uns war nicht nur der Blick auf das Wasser gestattet, wir konnten auch in den kleinen Hafen hineinschauen. Er war nicht nur ein Anlegeplatz für die River Police, auch andere Schiffe dümpelten auf den Wellen. Die Umrisse der zum Land hin liegenden Häuser wurden von der Dunkelheit verschluckt, und nur die Station der River Police wurde durch ein kaltes Licht angestrahlt.

Ich probierte das Glas aus, stellte es noch mal für meine Augen ein und ließ den Blick nach Osten über das Wasser gleiten. Das Meer befand sich in ständiger Unruhe. Die Themse floss in die Nordsee, von der andere Wassermassen dagegen drückten, sodass die Wellen sich trafen, sich dabei gegenseitig zerschlugen und dabei so aussahen, als würde Glas in die Brüche gehen.

Ich sah mir auch den Himmel an. Dabei drehte ich mich auf der Stelle, um möglichst' viel sehen zu können. Das andere Ufer bekam ich ebenfalls in den Blick. Ich sah den Strand, die Klippen und auch die Dünen. Vor einiger Zeit hatten wir mal einen Fall dort erlebt. Da war Sukos BMW zerstört worden. Jetzt befanden wir uns auf der anderen Seite, die nicht so einsam war, denn in unmittelbarer Nähe lagen zahlreiche Ortschaften.

Die Reling gab uns am Rücken Halt. An das leichte Schaukeln hatten wir uns gewöhnt. Suko zog ein nachdenkliches Gesicht, als er fragte: »Sag deine Meinung, John. Glaubst du an das, was Captain Taylor gesehen haben will?«

»Nicht nur er.«

»Okay-ja ...«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Jedenfalls ist er meiner Ansicht nach ein Mensch, der sich nichts einbildet, nur um an die Öffentlichkeit gehen zu können, damit er irgendwelche Meriten sammeln kann. Warum hätte er uns anlügen oder etwas vormachen sollen?«

»Ja, stimmt.« Suko schaute für einen Moment an mir vorbei. »Er hat eine riesige Fledermaus gesehen, und er hat sie uns auch beschrieben. Was mich nur dabei stört, ist folgendes: Ich hätte eigentlich damit gerechnet, dass die Fledermaus durch ein rotes D gezeichnet worden wäre.«

»Du meinst Mallmann, Dracula II?«

»Wen sonst?«

»Davon hat er nicht gesprochen.«

»Schließt du Mallmann trotzdem aus?«

»Nein«, sagte ich leise, »das tue ich eigentlich nicht. Er kann sich auch getarnt haben. Wobei mir allerdings nicht in den Kopf will, dass er so mir nichts dir nichts als große Fledermaus durch die Gegend fliegt. Das ist einfach nicht seine Art. Er würde zu sehr auffallen, meine ich zumindest - oder?«

»Dann könnte es noch andere unserer Freunde in dieser

Größe geben.« Suko lachte und schlug mir auf die Schulter.
»Wir werden den Beweis hoffentlich bald bekommen.«

In diesem Augenblick wurden die PS-starken Motoren angelassen. Unter unseren Füßen begann der Boden leicht zu vibrieren, aber es war ein anderes Gefühl als bei unserem letzten Fall, bei dem wir ein dämonisches Erdbeben erlebt hatten.

Am Kai wurden die Taue gelöst. Zwei Mitglieder der Besatzung übernahmen dies und sprangen danach mit geschickten und routinierten Bewegungen an Bord.

Wir veränderten unsere Haltung und stellten uns an die Bugspitze. Es war gut, dass wir Ölzeug trugen, denn bei schnellerer Fahrt würde die Gischt überkommen und uns erwischen. Beide zogen wir die Kapuzen in die Höhe und hielten uns zunächst fest, als das Boot Fahrt aufnahm. Seine Positionslichter gaben einen Schein ab, der auch uns streifte. Es rollten zum Glück nur wenig Wellen von vorn an. Wir verließen praktisch mit der Themseströmung den Hafen und fuhren hinein in das offene Gewässer.

Der Fluss hatte hier noch nicht seine gesamte Breite erreicht, das passierte erst einige Meilen ostwärts. Dann aber konnte man den Eindruck bekommen, auf der offenen See zu sein, denn das Land rechts und links verschwand immer mehr, als wäre es vom Himmel und vom Wasser geschluckt worden.

Wir mussten uns erst an die Bewegungen des Bootes gewöhnen. Eine Sitzbank gab es zwar auch in der Nähe, aber die wollten wir noch nicht benutzen.

Breitbeinig bauten wir uns auf und schafften es auch, das Schaukeln auszugleichen. Immer wieder tauchte der Bug ein, und wir hatten das Gefühl, in die See fallen zu müssen, aber die Gegenbewegung erfolgte sehr schnell.

Gischt spritzte zwar über, hielt sich aber in Grenzen, denn das Boot wurde nur mit schwacher Kraft gefahren. Das Meer glich einer Fläche, die ich unwillkürlich mit der des Himmels

verglich, weil sie ebenso weit und unendlich erschien. Nur bewegte sich der Himmel nicht. Das Wasser aber befand sich in einer ständigen Bewegung, wie von irgendeinem Dirigenten geleitet.

Die Fläche war nicht nur dunkel. Immer wieder schimmerte die hochgeschleuderte Gischt auf, wenn sich die Wellen trafen, und so entstanden auf der gesamten Fläche ständig neue Reflexe.

Wir hatten die Fahrt schon ein Mal hinter uns. Sie würde bis zum Erreichen des offenen Meers andauern. Dann wurde gedreht, und es ging wieder zurück in den Hafen.

Vier Mal hatte Taylor die Gestalt am Himmel gesehen. Nie über der See, noch immer im Bereich des Flusses, wo die verschiedenen Ufer noch recht nahe lagen.

Wir waren nicht als Einzige unterwegs. Weit im Osten fuhren größere Schiffe. Da sie ihre Positionsleuchten gesetzt hatten, waren sie gut zu erkennen. Sie schoben sich durch das Wasser und wirkten manchmal wie fremde Raumschiffe, die auf der Erde gelandet waren.

Mit einer nahezu stoischen Gelassenheit suchten wir den Himmel ab. Auch wenn die Gischt mal höher spritzte, störte uns das nicht, da wir die entsprechende Kleidung trugen.

Das Glück blieb auch weiterhin auf unserer Seite, da sich der Himmel nicht mit Wolken zuzog. Er lag praktisch wie ein riesiges Tablett vor uns und war so klar, dass wir auch die Positionsleuchten irgendwelcher Flugzeuge sahen.

Ich ließ mich von dieser Umgebung faszinieren und vergaß beinahe den eigentlichen Grund unseres Hierseins.

Nicht so Suko. Seine Stimme schreckte mich aus den Gedanken. »Da ist was, John!«

»Wo?«

Er ließ das Glas sinken und drehte sich zu mir. Auch ich spähte wieder in die Dunkelheit hinein, und dann sah ich, wie Suko in südöstliche Richtung wies.

»Dort!«

»Was war es denn?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das konnte ich nicht genau erkennen. Jedenfalls keine Wolke und auch kein Vogel. Ich will nicht übertreiben, aber ich glaube, wir haben Glück.«

Das musste sich erst noch herausstellen. Auch ich schaute jetzt wieder durch mein Glas.

Urplötzlich sah ich es! Obwohl ich darauf vorbereitet gewesen war, schrak ich doch zusammen. Das, was da durch die Luft segelte, sah beim ersten Hinsehen aus wie ein Rochen, der sein Element Wasser verlassen hatte.

»Da ist sie!«, hörte ich Suko sagen.

Es war kein Vogel. Es besaß nicht die Form, aber es flog trotzdem. Ich sah die breiten und an den Seiten sehr kantigen Schwingen, die sich sanft bewegten. Ich sah auch den kleinen Kopf, denn durch das Glas holte ich das Ding verdammt nahe heran.

Ich sah den Kopf - und hatte das Gefühl, statt Blut Eis in den Adern zu spüren.

Es war ein Schädel, wie ich ihn hässlicher kaum in meiner Laufbahn gesehen hatte ...

Er war nicht groß. Ungefähr wie der eines Kindes. Im Vergleich zu den ausgebreiteten Schwingen wirkte er noch kleiner, aber er war an Scheußlichkeit nicht zu überbieten. Mit einem Schlag wusste ich auch, dass wir es bei diesem fliegenden Monstrum nicht mit Dracula II zu tun hatten.

Unten lief der Schädel spitz zu. Nach oben hin breitete er sich aus, und an den Seiten wuchsen so große Ohren, dass sie auch als Ersatzschwingen hätten dienen können. Sie standen spitz in die Höhe und rahmten die breite Seite des Schädels wie zwei Wächter ein.

Es gab darin auch Platz für die Augen, die mir allerdings farblos vorkamen. In ihrer Nähe schob sich die lederartige Haut zu regelrechten Wülsten hoch, die sich unter ihnen trafen, sodass sie eine Nase bilden konnten.

Es war mehr ein dicker Knorpel mit zwei Löchern, der sich über einem sehr breiten Maul befand, das das Wesen nicht geschlossen hatte. So gelang uns ein Blick auf das schimmern-de Gebiss. Durch das Glas sahen wir die beiden langen Zähne, die wie kurze Schwerter aus dem Oberkiefer hervorwuchsen. Auch die übrigen Zähne waren nicht ohne. Ich wollte mit ihnen nicht unbedingt in Berührung kommen.

Es kam mir vor, als wollte uns das Wesen narren. Es flog nicht mehr, es stand schräg über dem Boot, um sich betrachten zu lassen. Durch die Optik sah es zum Greifen nahe aus. Ich hätte liebend gern meine Beretta gezogen, um einige Kugeln in den Körper zu jagen, aber ich hätte nie getroffen.

Dann die heftige Bewegung!

Blitzschnell tauchte das Wesen ab und verschwand aus unserem Sichtbereich. Ich suchte noch ein paar Sekunden den Himmel ab, sah aber nichts mehr. Dann ließ auch ich das Glas sinken. Suko nickte mir zu.

Ich sagte zunächst nichts und strich Wasser aus meinem Gesicht. Erst jetzt fiel mir auf, dass wir keine Fahrt mehr machten. Das Polizeiboot schaukelte auf den Wellen, und vom Heck her glitten die Strahlen zweier Scheinwerfer in die Höhe, die sich zudem noch drehten, um einen größeren Radius ausleuchten zu können.

»Das ist es wohl gewesen«, flüsterte ich meinem Freund zu.
»Der Captain hat sich nicht geirrt.«

Als hätte er unsere Worte gehört, meldete er sich von der Brücke. Seine Stimme erreichte uns über Lautsprecher oder Megaphon. »Wir dürfen uns gratulieren, meine Herren. Es ist tatsächlich gekommen. Aber so war es immer.«

Ich winkte zur Brücke hoch und gab zugleich das Zeichen,

dass wir hochkommen wollten. Ich glaubte nicht, dass es noch etwas brachte, wenn wir weiterhin den Himmel absuchten. Die Fledermaus, der Vampir oder wer auch immer, hatte sich zurückgezogen.

Auf der Brücke erwarteten uns der Captain und sein Erster Offizier. Beide Männer sahen nicht eben fröhlich aus, obwohl Amos Taylor so etwas wie ein Lächeln andeutete und dann zu uns sagte: »Ich denke, ab jetzt ist es Ihr Job.«

»Stimmt genau.«

»Einen Whisky auf den Schreck, Mr. Sinclair?«

»Nein, nein, lassen Sie mal. Ich komme auch ohne zurecht. Dass Sie uns nichts vorgemacht haben, war uns schon klar. Nur mit dem Wesen selbst haben wir unsere Probleme.«

»Wieso das?«

»Tja.« Ich hob die Schultern. »Im Prinzip ist das, was wir alle gesehen haben, ein Vampir. Zugleich aber gehe ich davon aus, dass es so etwas wie eine Mutation ist ...«

»Also keine Fledermaus!«

»Nicht direkt.«

Amos Taylor blies die Luft aus. »Da bin ich echt überfragt, muss ich Ihnen gestehen.«

»Wir auch«, sagte Suko. »Haben Sie sich die Haut mal genauer angesehen?«

»So gut wie eben möglich.«

»Was ist Ihnen dabei aufgefallen?«

»Dass es sich nicht um eine normale Haut handelt. Und mir ist auch die grünliche Farbe nicht entgangen. Oder habe ich mich da geirrt?«

»Bestimmt nicht. Es kann die Haut von einem echsenähnlichen Geschöpf gewesen sein.«

Captain Taylor bekam große Augen, als er Sukos Erklärung hörte. »Echsenähnlich? Was hat denn ein Vampir mit einer Echse zu tun?« Er winkte sofort ab. »Dumme Frage. Sie sind die Fachleute ...«

»Die auch im Regen stehen«, sagte ich.

Taylor musste lächeln. »Da sind Sie auch überfragt, wenn ich Ihre Antwort richtig verstanden habe.«

»Im Moment schon.«

»Und was wollen Sie unternehmen?«

»Zunächst nichts. Es ist auch nicht möglich. Wir hätten die Gestalt nicht abschießen können. Sie war einfach zu weit entfernt. Aber ich kann mir auch nicht vorstellen, dass sie sich nur in der Luft aufhält. Sie muss in der Gegend - und zwar am Boden - ein Versteck haben, und genau das müssen wir finden.«

Captain Taylor sah nicht eben glücklich aus und verströmte auch keinen Optimismus. »Da werden Sie einige Probleme bekommen, denke ich mir. So einfach ist das nicht. Kennen Sie die Gegend hier an der Themse-Mündung näher?«

»Kaum.«

»Da gibt es Verstecke genug. Ich würde Ihnen gern helfen, aber das kann ich leider nicht.«

»Das wird auch nicht nötig sein«, sagte Suko und sprach dabei in meinem Sinn. »Wir gehen weiterhin davon aus, dass wir es mit einem Vampir zu tun haben.«

Der Captain lachte. »Das sah man schon an den Zähnen.«

»Eben. Auch wenn Sie kein Vampir-Fachmann sind, Captain, wissen Sie sicherlich, was diese Wesen brauchen, um zu überleben.«

»Blut natürlich.«

Suko nickte. Er hatte mit einer Frage des Mannes gerechnet, doch Taylor hielt sich zurück. Das Thema schien ihm unangenehm zu sein. Deshalb sprach er weiter. »Ich glaube nicht, dass der Vampir sich das Blut aus der Luft holt. Er wird irgendwo sein Versteck haben. Nicht auf dem Meer, sondern an Land, und genau das müssen wir finden. Hinzu kommt noch etwas. Wenn ein Vampir das Blut eines Menschen trinkt, dann überträgt er einen Keim. Dieser Keim sorgt dafür, dass der

Mensch sich ebenfalls in einen Blutsauger verwandelt. Er wird als Untoter durch die Welt laufen, und seine Gier nach Blut wird sich immer mehr steigern. Was tut er? Er überfällt andere Menschen, um sie leer zu trinken. Es ist wie bei einer Seuche, unter der das Land leidet. Ich will darauf hinaus, dass in diesem Umkreis hier möglicherweise Menschen bereits den Biss erhalten haben und ebenfalls zu Blutsaugern geworden sind.«

Bei jedem Wort, das Suko sagte, hatte der Captain mehr von seiner gesunden Gesichtsfarbe verloren. Das war nicht sein Thema und nicht seine Welt. Er presste die Lippen zusammen und drehte den Kopf zur Seite, sodass er mich anschauen konnte.

Ich schwieg, nickte aber.

Im Hintergrund hüstelte der Erste Offizier. Es war plötzlich still zwischen uns geworden, und ich sah auf den Gesichtern der Männer leichte Schweißperlen schimmern, obwohl es alles andere als warm auf der Brücke war.

Schließlich hatte sich Captain Taylor wieder gefangen. »Ich lebe ja hier in der Nähe und bin auch ein Mensch, der mit offenen Augen durch die Welt geht. Aber Sie können mir glauben, meine Herren, ich habe noch kein Vampiropfer gesehen oder auch nicht gehört, dass es so etwas überhaupt in unserer normalen Welt gibt. Das ist für mich völlig fremd und auch nicht zu begreifen, obwohl ich diesen verdammten Blutsauger mit meinen eigenen Augen durch die Luft habe schweben sehen.« Er wischte seine Hände an der Uniformjacke ab. »Verdammt, ich habe eine junge Frau und zwei kleine Kinder. Wenn ich mir vorstelle, dass sie von einem Wesen überfallen werden, das es normalerweise gar nicht geben darf, stehe ich fast vor dem Durchdrehen.«

Ich beruhigte ihn, indem ich sagte: »Noch scheint nichts passiert zu sein, sonst hätten wir schon längst Bescheid bekommen. Man weiß inzwischen, an wen man sich zu wenden

hat. Das haben Sie ja auch getan, Mr. Taylor.«

»Klar, Mr. Sinclair. Ich bin auch froh deswegen. Aber glauben Sie mir, ich jage lieber hinter irgendwelchen bewaffneten Schmugglern her, als mich derartigen Dingen stellen zu müssen. Das ist ja der nackte Wahnsinn. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Brauchen Sie auch nicht. Überlassen Sie alles andere uns.«

»Gern.« Er konnte wieder lachen, auch wenn es nicht eben echt klang. »Aber Sie wissen noch nicht, wie Sie vorgehen wollen? Ich meine, sollen wir noch eine Runde drehen und wollen Sie dabei weiterhin den Himmel beobachten?«

Ich wollte auch Sukos Meinung erfahren und warf ihm einen fragenden Blick zu.

Mein Freund winkte ab. »Nein, John, ich denke, dass sich unser fliegender Freund nicht mehr zeigen wird. Und wenn ...«, er hob die Schultern, »wir kommen sowieso nicht an ihn heran, denke ich mir.«

Dieser Ansicht war ich auch!

»Okay, dann werden wir wieder zurück in den Hafen fahren«, sagte Taylor. »Wollen Sie denn in dieser Nacht noch nach London?«

»Nein, wir haben uns in einem kleinen Hotel ein Zimmer genommen.«

»Das ist vernünftig.«

Der Erste Offizier erhielt wieder das Kommando. Abermals erlebten wir das leichte Vibrieren, als die Motoren angelassen wurden. Langsam nahmen wir Fahrt auf und drehten dabei.

Ich stellte mich so hin, dass ich durch die breite Scheibe auf das Wasser schauen konnte. Wie immer wogte das Meer auf und nieder. Wir fuhren jetzt gegen die Strömung des Flusses. Auf der Steuerbordseite wurden an Land die ersten Lichter deutlicher. Ein Zeichen dafür, dass wir uns einer bewohnten Gegend näherten.

Das Land an der gegenüberliegenden Seite blieb finster. Ich

konnte mir gut vorstellen, dass ein Vampir dort die perfekten Verstecke fand.

Aber er brauchte auch Blut. Das war eine Tatsache. Er musste andere Menschen angreifen, um an ihren Lebenssaft zu gelangen. Und so hinterließ er Spuren. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass diese Bestie, die wir gesehen hatten, anders reagierte.

Aber wer verbarg sich dahinter?

Ich glaubte nicht, dass der Blutsauger sich immer so zeigen würde. Es gab ihn noch in einer zweiten Gestalt, in einer menschlichen. So war es die Regel, so kannten wir es auch von Dracula II, der sowohl als Mensch als auch als Fledermaus auftrat.

Ein Anruf unterbrach meine Gedanken. Captain Taylor war hier der Boss. Deshalb nahm er auch ab. Wir anderen verhielten uns still. Der Mann stand in meiner Nähe. Ich konnte ihn deshalb gut beobachten und sah, wie er seine Lippen für einen Moment hart zusammenpresste.

»Sagen Sie das noch mal!«, flüsterte er nach einigen Sekunden.

Er hörte zu, nickte, bedankte sich und wandte sich dann an uns. Seine Stimme klang belegt. Er hatte auch Mühe, die richtigen Worte zu finden.

»Es war der Anruf von Kollegen. Im Hafen ist eine Leiche angeschwemmt worden. Eine junge Frau.« Er räusperte sich. »Und wenn ich die Kollegen richtig verstanden habe, sieht sie nicht nur schlimm aus, sie scheint auch blutleer zu sein ...«

»Ja«, sagte ich nach einer kurzen Pause. »Das hat ja so kommen müssen ...«

Als wir in den Hafen eingelaufen waren und das Boot verlassen hatten, eilten wir dorthin, wo starke Scheinwerfer einen

Teil der Dunkelheit zerrissen und sich auf ein bestimmtes Ziel konzentrierten.

Ich hatte die Leiche noch nicht gesehen, und trotzdem stand für mich fest, dass sie etwas mit unserem »Fall« zu tun hatte, der noch nicht richtig in Fahrt gekommen war. Suko schien das Gleiche zu denken.

Auch Captain Amos Taylor hatte seinen Platz an Bord verlassen. Er stellte keine Frage, hielt mit uns Schritt und hatte seine Mütze fest auf den Kopf gedrückt, weil er sich gegen den manchmal böigen Wind stemmte.

Um den Fund herum standen die Kollegen der River Police, die von Taylor begrüßt wurden. Man kannte sich. Wir wurden vorgestellt, murmelten Namen und reichten einigen Männern die Hände, bevor wir an das Zielobjekt herantraten.

Die Tote war mit einer Plane abgedeckt worden. Der Stoff glänzte feucht. An einigen Stellen lagen Regentropfen wie kleine Perlen auf der künstlichen Haut.

Einer der Männer bückte sich und zupfte mit spitzen Fingern die Plane zur Seite. Die Tote war nicht nackt. Je mehr ich von ihr sah, umso stärker stieg in mir die Wut hoch. Ich ballte die Hände zu Fäusten und merkte auch, wie mein Herz schneller schlug.

Ich war lange in diesem »Geschäft«. An den Anblick eines toten Menschen würde ich mich trotzdem nie gewöhnen können. Es war immer etwas Besonderes im negativen Sinne, und dieses Gefühl überkam mich auch an dieser Stelle. Besonders stark, weil das Opfer noch verdammt jung war. Das erkannten wir trotz der Verletzungen, die sich im Gesicht abzeichneten, jedoch nicht darauf beschränkt blieben, sondern besonders stark Hals und Kehle in Mitleidenschaft gezogen hatten.

Zwar sah ich die Tote, doch meine Gedanken bewegten sich zurück in die nahe Vergangenheit. Ich dachte an die verdammte Bestie in der Luft und sah wieder dieses widerliche, mit

Zähnen nahezu bewaffnete Maul vor mir. Da war es leicht, eine Verbindung zu knüpfen. Das Untier hatte sich seine Nahrung geholt, und es hatte einen jungen Menschen in den Tod gerissen.

Auch Suko hatte sich gebückt. Über die Tote hinweg schauten wir uns an.

»Vampir oder nicht?«, fragte er.

»Du meinst die Tote?«

»Wen sonst?«

»Wir werden es testen.«

»Wollte ich dir gerade vorschlagen.«

Auf eine Beschreibung der Wunde möchte ich hier verzichten. Als wir uns wieder aufrichteten, wollte jemand die Plane über die Leiche legen, aber ich winkte ab.

»Nein, lassen Sie das noch.«

»Wie Sie wünschen, Sir.«

Ich wandte mich an Captain Taylor, der etwas abseits stand. Suko blieb bei der Leiche zurück.

Taylor sprach mit den Leuten, die die Leiche gefunden und an Land geschafft hatten. Als ich auf sie zutrat, drehten sie die Köpfe und schauten mich erwartungsvoll an.

Ich hob die Schultern.

»Keine Erklärung, Mr. Sinclair?«, fragte Captain Taylor und lächelte etwas ironisch.

»Ja und nein. Aber ich habe eine andere Frage. Haben Sie bei der Toten Hinweise auf ihre Person gefunden?«

Der Kollege von der River Police schüttelte den Kopf. »Ich sagte schon zu Captain Taylor, dass wir nichts, gar nichts gefunden haben, auf das wir auf ihre Identität hätten schließen können. Sie konnten es ja selbst sehen, Mr. Sinclair. Die junge Frau ist nur mit einem schlichten Kleid angezogen. Für dieses Wetter noch eben ausgehfertig. Ich kann mir vorstellen, dass man sie in einem Haus getötet und später ins Wasser geworfen hat. Wie man sie allerdings umbrachte, ist verdammt hart

gewesen. Da muss sich eine Bestie regelrecht ausgetobt haben.« Er schüttelte sich. »Grauenhaft.« »Wo fanden Sie die Leiche?« »Die Strömung trieb sie auf den Hafen zu. Das passiert hier öfter, dass etwas angeschwemmt wird. So sind die Verhältnisse nun mal. Zumeist erleben wir es, wenn Selbstmörder angetrieben werden. So etwas wie heute ist verdammt selten.«

»Zum Glück«, murmelte ich. »Haben Sie denn einen Verdacht?« »Das schon. Ich möchte ihn noch für mich behalten. Und da ist noch etwas. Bevor die Tote zur Untersuchung in die Pathologie gebracht wird, möchte ich sie mir noch gern anschauen.«

»Bitte, Sir, wie Sie wollen.« Ich ging wieder zu Suko zurück, der über das dunkle Wasser schaute und seinen Blick auch hin und wieder zum Himmel richtete, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu entdecken. Dort bewegte sich nichts, abgesehen von den Wolken.

»Namenlos«, sagte ich. »Hatte ich mir fast gedacht.« »Okay, dann werden wir sehen, ob sie tatsächlich so tot ist, wie man normalerweise tot sein kann.«

Es war keine angenehme Aufgabe, die uns bevorstand.

Ich holte das Kreuz hervor. Das Licht der Scheinwerfer war irgendwie gnadenlos. Brutal ließ es mich jede Einzelheit erkennen. Die Tote war zu Lebzeiten sicherlich ein froher junger Mensch gewesen, der sich auf die Zukunft gefreut hatte. Nun aber war sie in dieses Grauen hineingeraten und einer verdammt Bestie in die Hände gefallen. Auch ohne eine genaue Untersuchung nahm ich an, dass der Körper blutleer war.

Irgendwie wog das Kreuz doppelt so schwer in meiner Hand. Ich hoffte, dass ich mich mit meiner Vermutung irte und die junge Frau nicht zum Opfer eines Blutsaugers geworden war.

Das Kreuz sonderte keine Wärme ab. Was in diesem Fall nichts bedeuten musste. Die Person konnte noch im Entstehen

sein. Von der Toten zu einer Wiedergängerin. Das nahm eine gewisse Zeit in Anspruch, aber der Keim steckte in ihr, und den würde ich durch die Berührung mit meinem Kreuz herauslocken.

Suko stand gebückt neben mir. Ich kniete und konzentrierte mich dabei auf das Gesicht, bei dem die obere Hälfte keine Wunden zeigte. Das Wasser hatte den größten Teil des Blutes sowieso abgewaschen. Uns fielen nur die nackten Wunden in allen Einzelheiten auf.

Der Kontakt kam zu Stande!

Ein Zucken!

Heftig und schnell - aber nicht bei mir, sondern bei der Leiche, als das Kreuz Kontakt mit ihrer Stirn bekommen hatte. Was dann passierte, überraschte auch mich. Die »Tote« riss ihren Oberkörper in die Höhe. Der Kopf schnellte mir entgegen. Innerhalb dieses Sekundenbruchteils sah ich, wie sich das Gesicht veränderte. Es verwandelte sich in eine Fratze, als wäre das versteckte Tier in ihr zum Vorschein gekommen. Sie riss ihren Mund weit auf, und dabei röhrte mir der Schrei entgegen, sodass ich automatisch zurückzuckte.

Es war nicht der Schrei eines Menschen, sondern der einer gepeinigten Kreatur. Und es war zugleich der letzte Laut in diesem »Leben«, denn der Kopf fiel wieder nach hinten und schlug auf die feuchte Erde. Danach lag die Person still. Nur an ihrer Stirn malte sich der Abdruck des Kreuzes ab. Es war so schwach, dass schon genau hingesehen werden musste, um ihn zu erkennen.

Ich war nicht der einzige Mensch, der diesen Schrecken erlebt hatte. Auch die anderen waren Zeugen geworden. Sie trauten sich nicht näher heran, nur Suko kam einen Schritt auf mich zu. Er sah, dass ich auf den Abdruck an der Stirn deutete.

»Dann war es gut, was du getan hast«, sagte Suko.

»Und ob.«

»Womit wir den Beweis haben, dass wir einen Vampir jagen

müssen. Verdammt, das ist nicht leicht, wenn ich mir vorstelle, auf wessen Spur wir sind.« Er blickte gegen den Himmel, aber dort malte sich keine fliegende Bestie ab.

Ich gab ihm keine Antwort und schaute ziemlich deprimiert zu Boden. Meine Gedanken bewegten sich irgendwie im Nichts. Wir hatten zwar einen Beweis für diese Untat erhalten, doch wir wussten nicht, wo wir ansetzen mussten, um die Bestie zu jagen, die uns zudem in allen Belangen überlegen war. Sie konnte bestimmen. Sie hielt sich im Hintergrund auf, der ihr Versteck war. Aus ihm hervor schaffte sie es, sich auf die Jagd nach Menschen zu machen und deren Blut zu trinken.

»Das war ja furchtbar«, sagte Captain Taylor dicht neben mir. »Ich hätte nie gedacht, dass es so etwas gibt. Nicht in der Wirklichkeit. Im Film bin ich nicht.«

»Nein, Captain, das sind Sie leider nicht. Wäre schön, wenn es so wäre, aber da müssen wir passen.«

»Dann hat die Bestie zugeschlagen.«

»Es deutet alles darauf hin. Nur wissen wir nicht, wie viele Opfer sie sich bereits geholt hat. Wir wissen auch nicht, wer genau dahinter steckt. Sie ist ...«

»Das versteh ich nicht, Mr. Sinclair. Wir haben sie doch mit unseren eigenen Augen gesehen.«

»Richtig, Captain. Es stellt sich nur die Frage, ob sie immer so aussieht. Daran kann ich nicht glauben. Das ist einfach nicht drin. Sie wird in zwei Gestalten auftreten können.«

»Ich kenne den Film Dracula. Da ist er mal ein Vampir und dann wieder ein Mensch.«

»Verdammt, Mr. Sinclair, und das alles in unserer Wirklichkeit! Das ist einfach grauenvoll!« Er schüttelte den Kopf und ging weg.

Suko bückte sich und breitete die Plane wieder über der Toten aus.

Wir standen am Anfang und hatten keine Ahnung, wie es

weitergehen sollte. Eine Tatsache war uns bekannt. Irgendwo in dieser Gegend hatte sich ein Vampir eingenistet, aber dieser Blutsauger würde sich nicht nur in der Luft aufhalten, sondern auch eine andere Gestalt annehmen, eine menschliche. Und damit konnte er sich überall bewegen. Unsere Suche glich mal wieder der berühmten Nadel im Heuhaufen.

»Wo fangen wir an?«

Ich deutete auf die Tote. »Wir müssen herausfinden, wer sie ist. Erst dann kann es weitergehen. Jeder Mensch -egal wie jung oder alt - hat eine Vergangenheit. Dann werden wir die Vermisstenlisten durchgehen und so weiter. Aber nicht mehr heute Nacht.«

»Du willst zurück nach London?«

»Allerdings. Alles andere können die Kollegen übernehmen und uns morgen die Berichte schicken. Ihr Foto will ich so früh wie möglich auf dem Schreibtisch haben.«

Es war die übliche Routine, der wir uns beugen mussten. Gern taten wir das nicht, doch in diesem Fall blieb uns nichts anderes übrig. Ich wurde das Bild der durch die Luft fliegenden Bestie nicht mehr los und befürchtete, dass es weitere Opfer gab ...

Freunde hatten erklärt, dass sie verrückt wäre. Ihre Eltern hatten nur den Kopf geschüttelt, aber Alexandra Köcher hatte sich nicht davon abhalten lassen. Sie wollte es wissen. Allein auf Radtour zu gehen, und das nicht in Deutschland, woher sie stammte, sondern den Sprung über den Kanal wagen und einen Teil Englands erkunden. Sie wollte im Südosten bleiben und einen ersten Eindruck bekommen. Alexandra hatte sich bewusst einen Anti-Tourie-Monat ausgesucht, denn nur so konnte sie Land und Leute erleben.

Mit dem Rad unterwegs sein, das war für die 29-jährige junge

Frau ein Abenteuer. Sie hatte es schon immer vorgehabt, sich aber stets von anderen Menschen davon abhalten lassen. Mal waren es die Eltern gewesen, mal ihre Freunde, aber sie hatte sich endlich durchgesetzt und lebte auch nicht mehr in einer Beziehung.

Sie war frei, konnte durchatmen, und sie konnte sich endlich den Traum erfüllen.

Es war kein Problem gewesen, auf die Insel zu gelangen. Die Fähre hatte sie sicher rübergebracht, doch mit den später auftretenden Problemen hatte sie nicht rechnen können. Es ging um die Seuchen. Sie hatte die schrecklichen Feuer gesehen, in denen die Tiere nach dem Keulen verbrannt wurden. Sie hatte auch die Einschränkungen erleben müssen, die jeder Mensch spürte. Nicht in die Nähe der Höfe fahren. Große Umwege in Kauf nehmen. Kontrollen erleben. Das alles hatte der jungen Frau mit den roten Haaren und der randlosen Brille nicht gepasst, und so hatte sie sich für ihre Weiterfahrt eine andere Strecke ausgesucht und dabei kurzfristig auch eine längere Zeitspanne eingeplant. Sie wollte weniger im Landesinneren bleiben und sich dafür mehr an der Ostküste halten, einen Abstecher nach Canterbury machen, sich die Kathedrale anschauen, um dann in Richtung Norden zu fahren und zu sehen, wo die berühmte Themse in die Nordsee floss.

Bis zu diesem Zeitpunkt war ihre Reise glatt verlaufen. Mal abgesehen vom Wetter, das wirklich sonniger und wärmer hätte sein können, war sie zufrieden. Sie hatte auch überall eine passende Unterkunft gefunden. Mal in Jugendherbergen, dann wieder in kleinen Bed & Breakfast-Hotels und sogar in einem Herrenhaus oder kleinem Schloss, dessen Besitzerin sie durch Zufall auf einem Wochenmarkt kennen gelernt hatte.

In Canterbury war es aus mit der Herrlichkeit. Da wurde ihr nämlich der Rucksack gestohlen, in dem sich wichtiges Gepäck befand. Mitten im Gedränge eines kleinen Kaufhauses. Sie hatte ihn nur kurz abgestellt, um sich noch einen Pullover zu

kaufen, da war er weg gewesen. Und trotzdem hatte sie Glück im Unglück, denn das Geld trug sie immer am Körper. Dennoch ärgerte sie sich, denn der Rucksack war ein Utensil gewesen, das sie über die Jahre hinweg begleitet hatte. Praktisch von ihrer Jugend an. Und nun war er weg.

Anzeige zu erstatten, wäre Zeitverschwendung gewesen. Sie war trotz des Diebstahls auch nicht sauer auf die Bewohner des Landes, das Gleiche hätte ihr auch in Deutschland passieren können.

Noch im Kaufhaus besorgte sie sich einen neuen Rucksack und zudem einige Dinge, die sie benötigte. Sie füllte einen neuen Kulturbetel, etwas Unterwäsche kaufte sie ebenfalls und drei preiswerte T-Shirts sowie eine Ersatzhose.

Ihr Geldbeutel war schmäler geworden. Sie würde schon sehr darauf achten müssen, was sie ausgab. Aber es gab keinen Grund, die Reise abzubrechen.

Ihr nächstes Ziel war die südliche Umgebung der Themse-Mündung. Sie hatte sich die Karte genau angeschaut und wusste daher, dass dieses vorspringende Stück Land eine Halbinsel bildete, die an ihrem Beginn von Städten wie Rochester im Süden und Gravesend eingerahmt war. Auf der Halbinsel selbst existierten keine großen Orte. Sie würde viel Natur erleben können, ohne sich so einsam zu fühlen wie weit im Norden in den schottischen Highlands.

So viel Alexandra auf der Karte gesehen hatte, gab es dort nicht mal Straßen, die direkt bis an das Meer heranführten, aber mit dem Rad würde sie überall hinkommen, und genau darauf kam es ihr an.

Von Canterbury aus fuhr sie los. Sie wollte es in zwei Tagen schaffen, und das gelang ihr auch. Sie blieb dabei immer in der Nähe der Küste. Dort konnte sie den Wind genießen, das Meer riechen, die frische Luft einatmen und sie dachte auch nicht mehr an die Seuchenplage, die das Land befallen hatte.

Sie sah die vor der Küste liegenden kleinen Inseln, sie umfuhr

die größeren Städte und freute sich wie ein kleines Kind, als sie von der Einsamkeit der Halbinsel verschlucht wurde. Die Orte, die es hier gab, waren klein und überschaubar. Ihre Zahl nahm noch mehr ab, je weiter sie nach Norden fuhr. Dort wollte sie auch hin, denn da lagen die Strände, aber auch die Klippen. Wenn sie dort ein preiswertes Quartier fand, war das noch besser.

Das erste Pech hatte Alexandra Köcher, in Canterbury erwischt, das zweite kurz vor ihrem eigentlichen Ziel. Und dieses Pech hatte mit ihrem Rad zu tun.

Plattfuß!

Ausgerechnet zwei Mal. An beiden Rädern. Sie merkte es erst später, denn die Luft war nur langsam aus den Reifen gewichen. Das Fahren fiel ihr immer schwerer, und schließlich musste sie es ganz einstellen und absteigen.

Zwei Plattefüße flicken. Ausgerechnet in dieser Einsamkeit. Zwar malten sich in der Ferne die Konturen einiger Dächer ab, doch bis dorthin wollte sie ihr Rad nicht schieben. Alexandra war eine Person, die alles sofort in Angriff nahm.

Sie blickte sich um und fand die Gegend gar nicht mal so schlimm. Es regnete nicht. Vorteil eins. Neben der schmalen Straße zog sich an der linken Seite ein Hang her. Es war mehr eine Böschung, doch an sie konnte sie das Rad lehnen und es sich selbst auch bequem machen. Sie wollte eine kleine Pause einlegen und auch etwas essen und trinken. Den Proviant führte sie immer bei sich. Es war nie viel, aber es reichte aus, um einen ersten Hunger zu stillen. Kekse, auch Müsliriegel mit vielen Ballaststoffen. Des Weiteren eine Dose mit einem Sportler-Drink. Wasser und Vitamine. Wobei das Getränk leicht nach Zitrone schmeckte.

Alexandra hockte auf der Böschung und schaute sich um. Dass die Erde noch feucht war, störte sie nicht, denn sie trug eine Hose aus dickem Stoff. Ihr Blick schweifte in Richtung Norden, tief hinein in die Hügel, die mehr Dünen glichen und

schließlich am Strand endeten. Sie hörte den leichten Wind, der ihre Ohren umwehte, und hätte glücklich sein können, denn Alexandra liebte Plätze wie diesen hier. Sie brauchte keine Menschen zur Unterhaltung. Sie war mit sich und der Natur voll und ganz zufrieden. Den Blick schweifen lassen, hinweg über das Land, danach hoch in den Himmel, der für sie wie eine Bühne war, auf der sich das Szenenbild laufend änderte.

Sie schaute den Wolken nach, sie blickte durch die Lücken gegen ein strahlendes Blau, das ihr nach Frühling aussah und die lange Winterzeit vergessen ließ.

Auch die Vögel beobachtete sie mit wachen Blicken und begleitete die Tiere. Frei wie ein Vogel zu sein, das hätte ihr zum vollkommenen Glück noch gefehlt. Die Tiere bewegten kaum ihre Schwingen, sie ließen sich von den Winden und Strömungen treiben und vergaßen nie, nach Beute zu schauen.

So sehr Alexandra die Szenen und die Umgebung auch gefielen, es gab noch etwas für sie zu tun. Zwei Reifen flicken, und das würde seine Zeit dauern. Zudem hoffte sie, es noch vor Einbruch der Dämmerung zu schaffen, um sich dann auf die Suche nach einem Quartier für die Nacht machen zu können.

Die junge Frau verließ ihren Platz an der Böschung, stellte sich hin, reckte sich, schüttelte die Beine und ging einige Male in die Hocke, um die Steifheit aus ihren Gliedern zu schütteln.

Danach wollte sie sich endgültig dem Rad zuwenden. In der Bewegung hielt sie inne, denn sie hatte ein Geräusch gehört. Es kam ihr bekannt vor, weil es so alltäglich war, aber es passte nicht in diese Einsamkeit hinein. Es war das Geräusch eines fahrenden Autos.

Alexandra Köcher wusste nicht, ob sie sich darüber ärgern oder freuen sollte. Möglicherweise erhielt sie von dem Fahrer oder der Fahrerin auch Hilfe. Wenn es ein kleiner Transporter war, würde man sie und das Rad mitnehmen können.

Der Wagen war noch hinter den welligen Dünen. Mit der Verstärkung des Fahrgeräuschs tauchte er auf, rollte auf eine

flache Kuppe, und Alexandra sah, dass es sich bei dem Fahrzeug um einen Van handelte. Sie hoffte, dass die Person hinter dem Lenkrad anhielt und sie ansprach.

Alexandra trat einen kleinen Schritt vor und stellte sich so hin, dass sie nicht übersehen werden konnte. Das dunkle Fahrzeug schaukelte beim Fahren leicht über den unebenen Boden hinweg. Hinter der Frontscheibe konnte sie noch kein Gesicht erkennen. Trotzdem hob sie den rechten Arm und winkte zögerlich.

Der Van fuhr langsamer und stoppte schließlich neben ihr. Alexandra stand bereits auf der rechten Seite. Sie hatte erkannt, dass das Auto von einer Frau gefahren wurde. Irgendwie beruhigte sie das. Das Fenster wurde nach unten gekurbelt, der Kopf drehte sich zu ihr hin, und Alexandra sah die prüfenden Blicke brauner Augen auf sich gerichtet.

Plötzlich war sie nervös. Sie kannte den Grund nicht. Es war auch keine Angst, die in ihr steckte. Sie schluckte nur einige Male und traute sich kaum, ein Wort zu sagen.

Die Fahrerin lachte leise. »Pech gehabt?«, fragte sie dann.

»Ja.« Sie war froh, dass sie nicht die ersten Worte hatte sagen müssen.

»Was ist denn los?«

»Meine Reifen sind platt.«

»Das tut mir Leid. Und jetzt weißt du nicht, wie du weiterkommen sollst?«

»Doch, das weiß ich schon«, sagte Alexandra. »Es ist nur etwas mühsam, die Reifen zu flicken.«

»Hm.« Die Fahrerin schaute Alexandra an. »Ich kann dich mitnehmen.«

»Auch das Rad?«

»Ja, das packen wir.«

»Super, danke.«

»Wo willst du denn hin?«

Darauf konnte Alexandra keine Antwort geben.

»Ich weiß es nicht so recht. Tut mir Leid, darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Ich muss irgendwo ein Quartier finden und ...«

»Ach, das lass mal meine Sorge sein. Wir packen das schon. Außerdem habe ich gewisse Erfahrungen. Warte, ich steige aus. Dann sehen wir uns den Schaden mal genauer an.«

Die Fahrerin verließ ihr Auto. Alexandra stellte fest, dass sie etwas kleiner war als sie. Sie trug dunkle Kleidung. Zumindest was die Hose und den Pullover anbetrifft. Als Oberteil hatte sie eine ochsenblutfarbene Lederjacke übergezogen. Sie war älter als Alexandra, so zwischen 40 und 45. Schlank, gut gewachsen, und ihr braunes Haar war sehr dicht. In dieser Fülle schimmerten einige dunkelrote Strähnen. Das Gesicht war schmal. Auffällig war die helle Haut. Sie deutete darauf hin, dass sich die Frau nicht sehr oft im Freien aufhielt. Der Mund war auffallend breit und die recht breite Stirn, in die kein einziges Haar fiel, gab dem Kopf eine fast dreieckige Form, denn nach unten hin lief er spitzer zu.

Die Frau schaute sich das Rad an und nickte. »Ja, das werden wir schon hinbekommen.«

»Meinen Sie?«

»Klar.« Die Frau beugte sich in den Wagen hinein. Sie schob einen Teil der Ladung zur Seite, um Platz zu schaffen.

Alexandra schaute ebenfalls auf die Ladefläche. Sie sah einige Töpfe aus Ton und auch zwei Eimer mit Blumenerde. Ein Bild musste ebenfalls zur Seite geschoben werden, dann war Platz genug für das Rad geschaffen.

Beide Frauen hoben es an. Mit einiger Mühe gelang es ihnen, es im Fahrzeug zu verstauen.

»Na, hat doch alles geklappt.«

»Super«, sagte Alexandra. »Ich hatte schon Angst, dass der Wagen das Bike nicht mehr fassen würde.«

»Da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Da ist mehr Platz als es den Anschein hat.« Sie räusperte sich. »So, und

jetzt steigen Sie mal ein. Dann sehen wir weiter.«

»Danke, Mrs«

»Ich heiße Kalina«, sagte die Frau mit einem Lachen und streckte Alexandra die Hand entgegen.

Sie schlug ein. Die Hand war kühl. Die Haut empfand sie als trocken, fast so trocken wie Papier. Sie sagte ihren Namen, und Kalina nickte.

»Alles klar zwischen uns.«

»Aber wie geht es bei mir weiter?«

»Steig erst mal ein. Oder hast du ein besonderes Ziel, zu dem du gefahren werden möchtest?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Eben.«

Alexandra wusste nicht, was das letzte Wort bedeuten sollte. Sie nahm es hin und stieg in den Van. Dabei überkam sie ein seltsames Gefühl, das sie sich nicht erklären konnte. Etwas drängte sich hoch. Als Warnung wollte sie es nicht ansehen, mehr als leichte Nervosität vor dem Kommenden.

Kalina stieg ein. Sie hämmerte die Tür zu und blieb zunächst sitzen, ohne etwas zu tun.

Dann fragte sie: »Nervös?«

»Kann sein.«

»Warum?«

»Weil ich Ihnen Umstände mache.«

»Nein, machst du nicht.«

Alexandra schüttelte den Kopf. »Das sagen Sie jetzt so. Ich glaube schon, dass Sie sich etwas Besseres vorstellen können, als irgendwelche Anhalterinnen mitzunehmen.«

»Zunächst sollten wir uns duzen. Klar?«

»Ja.«

»Und dann sage ich dir ehrlich, dass du mich nicht störst. Ich war auf dem Weg nach Hause, und du kannst von einem glücklichen Zufall reden, dass du mich getroffen hast.«

»Das denke ich auch. Sonst hätte ich mein Rad schieben

müssen, was nicht eben spaßig ist.«

»Nun ja, so meine ich das nicht«, dehnte Kalina. »Du hast doch sicherlich nicht gewusst, wo du die nächsten Nächte verbringen willst. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein.«

»Dann hast du doppeltes Glück gehabt.«

Alexandra drehte den Kopf zur Seite und sah das Lächeln auf dem Mund der Fahrerin. »Wieso habe ich da doppeltes Glück gehabt? Das versteh ich nicht.«

»Weil ich dir anbiete, bei mir zu wohnen. Es ist zwar kein Luxus, aber es lässt sich aushalten. Ich besitze ein Haus, das genügend Zimmer hat. In der Hochsaison vermiete ich die Räume, dann wird mein Haus zu einer kleinen Pension. Um diese Zeit stehen die Räume leer, und ich lebe dort allein. Also ist es kein Problem, wenn du für eine Weile bei mir einziehest.«

Alexandra wusste nicht, was sie dazu sagen sollte. Der Vorschlag hatte sie überrascht. Sie brauchte eine Denkpause, strich über ihr Haar, rückte auch die Brille zurecht, lächelte unsicher und zuckte zugleich die Achseln.

»He, hast du Probleme?«

»Nein oder ja ...«

»Welche?«

Alexandra suchte nach Worten. »Ich weiß nicht, ob ich dein Angebot annehmen kann.«

»Warum denn nicht?«

»Weil ich ziemlich blank bin. Man hat mir meinen Rucksack gestohlen. Ich musste mir neue Sachen kaufen, da ist das Geld etwas knapp geworden ...«

Das Lachen unterbrach sie. »So haben wir ja nicht gewettet, Mädchen.« Eine Hand legte sich auf ihren rechten Oberschenkel. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Natürlich kannst du bei mir umsonst wohnen. Ich bin froh darüber, dass ich wieder etwas Gesellschaft bekomme. Keine Angst, das regelt sich. Wie gesagt, im Sommer wird mein Haus zu einer

Pension. Ich kenne mich da aus. Es gibt überhaupt keine Probleme für mich.«

Alexandra senkte den Kopf. »Wenn das so ist ...«

»Es ist so, glaube mir.«

Die junge Frau lächelte. Ihr fiel der schnelle Blick nicht auf, den Kalina ihr zuschickte. Sie sah auch nicht den lauernden Ausdruck in den Augen und war zunächst froh, ein Bett für die Nacht zu bekommen. Was morgen war, würde man sehen.

Kalina fuhr an.

Eigentlich hätte sich Alexandra Köcher freuen müssen, aber das war nicht der Fall. In sich verspürte sie eine seltsame Unruhe, so etwas wie Spannung, und sie dachte auch an die kalte Hand, die sie zwei Mal berührt hatte.

Wie die Hand einer Toten ...

Geschlafen hatte ich nicht besonders. Vor allen Dingen nicht lange. Als ich zusammen mit Suko das Vorzimmer betrat, in dem Glenda schon den Kaffee gekocht hatte, schaute sie uns mit ihren typisch prüfenden Blicken an.

»O ja«, sagte sie nur.

»Wieso?«

»Scheint für euch keine glückliche Nacht gewesen zu sein.«

Ich blickte Suko an. »Was meinst du dazu?«

»Glenda hat Recht. Wenn man eine tote junge Frau findet, kann die Nacht nicht glücklich gewesen sein.«

»Ich hörte schon davon.«

»Von wem?«

»Setzt euch mal mit der Fahndung in Verbindung. Ich glaube, die haben was herausgefunden.«

»Weißt du mehr?«

»Nein, John, mir sagt man ja nichts.«

»Soll ich dich bedauern?«

»Das wäre bei dir niemals echt.«

»Widerlich. Welche Meinung du von mir hast.«

»Kommt nicht von ungefähr.«

Die morgendliche Frotzelei hörte auf, als ich mir den Kaffee in die Tasse goss. Die Kollegen hatten wirklich gut gearbeitet. Das Foto der Toten war ihnen so schnell wie möglich übermittelt worden, und wenn sie etwas herausgefunden hatten, dann konnten sie sich auf die Schultern schlagen. Dann musste die Unbekannte allerdings auch schon etwas mit der Polizei zu tun gehabt haben.

Suko war ebenso gespannt wie ich. Er hörte mit, als ich in der Fahndungsabteilung anrief.

»Sinclair hier, ich ...«

»Ja, endlich. Wir haben etwas für Sie«, sagte der Kollege, in dessen Stimme Stolz mitschwang.

»Und was?«

»Die Tote heißt Gitty Truman.«

Ich war überrascht. »Gut gemacht, einfach klasse. Aber woher stammen die Informationen?«

»Sie wurde bereits vermisst. Ihre Eltern haben die Anzeige aufgegeben. Sie ist vor gut einer Woche verschwunden. Gitty Truman stammt aus Canterbury. Sie war unterwegs, um eine Freundin in Rochester zu besuchen. Nur ist sie dort nie erschienen. Sie war plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Man hat uns auch ein Foto geschickt. Deshalb kamen wir so schnell zum Ziel.«

»Das ist ein Hammer.«

»Aber ein positiver. Jetzt wissen Sie Bescheid.«

Mir war schon der Klang der Stimme aufgefallen. Ich vermutete, dass der Kollege noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt und fragte ihn danach.

»Gibt es da noch etwas?«

»Können Sie Gedanken lesen?«

»Manchmal bemühe ich mich.«

»Bei unserer Arbeit ist uns noch etwas aufgefallen, Mr. Sinclair. Nicht nur Gitty Truman ist verschwunden, es geht noch um zwei andere Mädchen, die vermisst werden. Sie heißen Jenny und Maja Holm. Schwestern. Sie verschwanden praktisch zum gleichen Zeitpunkt. Auch sie waren unterwegs, weil sie nach London wollten, um ein Konzert zu besuchen. Dort sind sie nie angekommen. Auf dem Weg dorthin gab es sie plötzlich nicht mehr. Das letzte Lebenszeichen erhielten ihre Eltern aus der Nähe von Rochester. Es war ein kurzer Anruf. Beide erklärten, dass es ihnen super geht, und danach hörten die Eltern nichts mehr von ihnen. Die Geschwister sind auch nicht in London eingetroffen. Pech auf der ganzen Linie. Jetzt müssen wir das Schlimmste befürchten.«

»Also drei«, sagte ich leise, nachdem ich meine Überraschung überwunden hatte.

»Sieht so aus. Können aber noch mehr sein. Sie wissen ja selbst, dass Angehörige nicht immer Vermisstenanzeige erstatten. Auffällig ist nur, dass alle drei in der Nähe von Rochester verschwanden. Das muss was zu bedeuten haben.«

»Denke ich auch. Haben Sie sonst noch etwas herausgefunden?«

»Nein, in der Kürze der Zeit nicht. Ich kann Ihnen wohl die Adressen durchgeben.«

»Danke, das ist nett.«

Ich schrieb mit. Ob ich mich mit den Eltern in Verbindung setzen würde, stand noch nicht fest. Als Gitty Truman gefunden wurde, waren wir dabei gewesen. Ich ging allerdings davon aus, dass die Kollegen diese Aufgabe bereits übernommen hatten. Als ich mich danach erkundigte, wurde es mir bestätigt.

»Wir bleiben auf jeden Fall am Ball.«

»Ist das denn ein Fall für Sie, Mr. Sinclair?«

»Das denke ich schon. Danke noch mal für Ihre Mühe.«

Der Kollege lachte. »Wenn jede Arbeit so leicht wäre, dann

wären wir hier froh.«

»Kann ich mir denken.«

Damit war das Gespräch zwischen uns beendet. Der Kaffee dampfte noch, und ich trank mit langsamen Schlucken die Tasse leer. Suko störte mich nicht. Erst als ich aufblickte, räusperte er sich.

»Ist das dein Kommentar?«

»Nein, nicht alles.«

»Sondern?«

»Ich denke, dass wir hier falsch sind. Hier in London, meine ich. Ich glaube, dass wir in den nächsten Tagen unsere Zelte nahe der Themsemündung aufschlagen sollten. Drei verschwundene junge Frauen, und alle drei aus der Umgebung, in der wir dieses fliegende Monstrum gesehen haben. Kann das Zufall sein?«

»Das glaube ich nicht.«

»Eben. Ich nehme an, dass sich dieses Vampirmonstrum dort aufhält. Es hat sich an die Frauen herangemacht. Es hat sie überfallen. Es hat sie entführt ...« Er zuckte mit den Schultern. »Du kannst es drehen und wenden wie du willst, du kommst immer nur zu dieser einen Lösung. In dieser Ecke hält sich ein Blutsauger auf. Ich habe keinen Beweis, aber ich bin davon überzeugt, dass die Vermissten zur Beute des Blutsaugers geworden sind. Wie auch diese Gitty Truman.«

»Die angeschwemmt wurde.«

Suko hob seine Augenbrauen an. »Worauf willst du hinaus?«

»Auf das Motiv. Wer hat sie ins Wasser gestoßen? Kannst du mir das sagen? Warum hat man das getan? War es ein Versehen? Ist es bewusst passiert?«

»Wenn du Fragen hast, John, dann hast du auch Antworten, ich kenne dich. Oder zumindest Theorien.«

»Nein, eigentlich nicht.«

Suko lehnte sich zurück. Er schaute mich aus halb zusammengekniffenen Augen an. »Denkst du hin und wieder auch

mal an die Tote? Hast du dir mal ihren Anblick vor Augen geholt?«

»Den kann ich nicht vergessen.«

»Sehr gut. Erinnere dich daran, als du sie mit dem Kreuz attackiert hast. Sie schrie auf, sie starb, endgültig.«

»Ja, das steht alles fest. Das haben wir beide so erlebt. Ich weiß nicht, worin du das Problem siehst.«

»Sie schrie auf, sie öffnete den Mund«, wiederholte Suko beinahe monoton. »Ich kann mich auch geirrt haben, doch das glaube ich nicht so recht. Jedenfalls habe ich bei Gitty keine Vampirzähne gesehen. Jetzt kannst du sagen, dass sie kein echter Wiedergänger gewesen ist. Im Prinzip gebe ich dir da Recht. Aber sie starb endgültig durch das Kreuz. Darum nehme ich an, dass sie noch nicht so weit war. Sie war noch im Entstehen. Man kann bei ihr von einem jungen Vampir sprechen. Oder hast du eine andere Meinung?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn du das so siehst, dann nicht.«

»So muss man es sehen.«

»Und wie erklärst du dir dann die Wunde am Hals? Wer hat sie ihr beigebracht?«

»Keine Ahnung. Ein Unfall? Ein Versehen ...?«

»Ach komm, nicht so. Das glaube ich nicht. Es kann sein, dass jemand sie vernichten wollte. Er hat sie dann ins Wasser geworfen, und sie wurde angeschwemmt. Aber sie war nicht tot in dem Sinne. Sie hätte trotzdem weiterhin existiert. Sie wäre vielleicht einige Stunden später zu einer echten Vampirin geworden.«

»Ja, mein Lieber. Und es war jemand unterwegs, der sie gesucht hat. Dem ihr Verschwinden nicht gefiel.«

Suko deutete gegen Decke. »Du meinst damit das fliegende Monstrum?«

»Wen sonst?«

Er nickte.

»Keine schlechte Idee. Ein Opfer, das noch im Entstehen ist,

verlässt seine Hütte. Das Verschwinden fällt auf, und kurze Zeit später wird die Leiche angeschwemmt. Sie ist ...«

Glenda Perkins stieß die Tür auf. »Ich störe euch ja immer ungern bei euren tiefshürfenden Gesprächen, aber hier ist etwas eingetroffen.« Sie schwenkte ein Fax. »Von der River Police. Unterschrieben von einem Captain Taylor.«

Da Suko seine Hand zuerst ausgestreckt hatte, übergab ihm Glenda auch das Fax.

»War der Kaffee gut, John?«

»Bestens. Wie immer.«

»Das hättest du mir ruhig auch mal sagen können.«

»Ah - du weißt doch, dass er schon seit Jahren der beste Kaffee auf der Welt ist.«

»Herzlichen Dank. Irgendwann hole ich mir das von dir schriftlich.«

»Mache ich doch gern.« Ich warf ihr einen Luftkuss zu. Die Geste kam nicht so recht an. Mit einem leisen Knurrlaut verließ Glenda unser Büro.

Suko hatte das Fax mittlerweile gelesen und reichte es mir. Captain Taylor hatte nicht geschlafen, sondern recherchiert. Und vor allen Dingen gerechnet. Aufgrund der Strömungsverhältnisse hatte er herausgefunden, wo die Person ins Wasser geworfen worden war. Praktisch dem Hafen gegenüber, an der Südseite des Mündungsmauls. Am Strand, wo sich auch Klippen in die Höhe reckten.

»Die andere Seite also«, sagte ich.

Suko nickte. »Habe ich nicht dort mal einen BMW verloren? Auf dieser Halbinsel?«

»Stimmt.«

»Erinnere dich mal. Wir waren in Allhallows. Wenn ich mich recht erinnere, ist die Gegend dort ziemlich einsam und menschenleer. Für einen Vampir ideal.«

»Da kann ich dir nicht widersprechen.«

Suko nickte mir zu. »Uns wird in London nichts mehr halten.

Ich finde, wir sollten uns auf den Weg machen.«

»Du willst dort suchen?«

»Wo sonst?«

Ich stand mit einer schwerfälligen Bewegung auf. »Wahrscheinlich ist es die einzige Chance, die wir haben. Die Halbinsel scheint wirklich ein Hort des Grauens zu sein. Aber sie ist auch verdammt groß.«

»Was willst du sonst tun?«

»Hol schon mal den Wagen!«

»Heiße ich Harry?«

»Zum Glück nicht.«

Irgendwie hatte ich an diesem Tag keinen Drive. Aber was sollten wir machen? Es gab nur die eine Spur, und das Dasein als Polizist bedeutet auch, immer viel Geduld zu haben und ständig auf der Suche sein zu müssen.

Ich befürchtete, dass diese Gitty Truman nicht das einzige Opfer gewesen war ...

»Ja, wir sind da, Alexandra. Und wie gefällt es dir?«

Diese Frage hatte die Deutsche schon vor einer halben Stunde gehört, und ihre Meinung hatte sich in der Zwischenzeit nicht geändert. Sie wollte nicht behaupten, dass Kalina wie eine Einsiedlerin lebte, viel allerdings fehlte nicht, denn ihr Haus stand nicht in einem Ort. Sie hatte es mitten in die Einsamkeit gestellt, und es kam Alexandra vor wie eine kleine Insel inmitten der Prärie.

Das Haus war von einem wilden und großen Garten umgeben. Selbst im Winter sah er ziemlich dicht aus. Die hohen Bäume hatten zwar ihr Laub verloren, die Büsche ebenfalls, doch sie standen so dicht beisammen, dass ein Durchkommen nicht überall möglich war. Aber der kleine Weg zur Haustür hin war relativ frei, sodass sie keine Schwierigkeiten gehabt

hatte, an die Haustür zu gelangen.

Im Haus selbst sah es aus wie in einem Trödlerladen. Kalina sammelte wirklich alles, was nicht niet- und nagelfest war, und sie hatte zwischen all dem Kram sogar noch Platz für ihre Pflanzen gefunden, die in zahlreichen Töpfen standen und das Haus hier im Innern ebenfalls in einen Garten verwandelten.

Alexandra wunderte sich nur, dass die nach oben führende Treppe noch nicht zugewachsen war. Der Blick durch die Fenster war gehemmt. Da musste man sich schon in bestimmten Winkeln aufstellen, um nach draußen schauen zu können.

Tiere gab es nicht im Haus. Sie sah weder eine Katze noch einen Hund noch einen Kanarienvogel. Vielleicht gab es einige Blattläuse oder Würmer, aber das interessierte nicht.

Durch die alten Möbel und die vielen Pflanzen war es im Haus sehr düster. Es gab zwar Lampen, doch deren Lichtstärke hielt sich in Grenzen. Die Besitzerin setzte mehr auf Kerzen, denn sie standen in verschiedenen Größen überall verteilt. In einem derartigen Haus hatte Alexandra noch nie übernachtet. Eigentlich hätte sie es trotz allem toll finden müssen, denn diese Einrichtung kam ihrem Geschmack irgendwie auch entgegen, aber das Gefühl der leichten Beklemmung wollte nicht schwinden. Sie schob es nicht auf das Haus, mehr auf die Besitzerin, die sie bei dem ersten flüchtigen Rundgang begleitete, ihr viele Dinge erklärte und sie dabei immer wieder anfasste, was der Deutschen alles andere als angenehm war. Wenn die Finger ihre Haut berührten, waren sie noch immer so kühl und trocken wie bei der ersten Begegnung. Das verwunderte sie schon.

Vor der Treppe, die aus Holz bestand, blieben die beiden stehen. Kalina schaute ihren Gast an. In den dunklen Augen lag ein Funkeln. Vielleicht auch Neugierde.

»Na, wie gefällt dir mein kleines Refugium?«

Auf diese Frage hatte Alexandra schon gewartet. Sie war Gast, sie hatte nichts zu meckern oder zu kritisieren. Jeder

Mensch war anders und hatte auch einen anderen Geschmack.

»Darf ich ehrlich sein?«

Kalina lachte. »Darum bitte ich sogar.«

»Ich habe so etwas noch nie gesehen, muss ich ehrlich zugeben. Es ist wirklich ungewöhnlich. Nicht, dass es mir nicht gefallen würde, aber ich muss mich daran gewöhnen. Es kommt mir vor, als träfen hier im Haus zwei Welten zusammen. Auf der einen Seite das normale Wohnen, auf der anderen die Welt der Natur. Da wurde der Garten ins Haus geholt. Oder sehe ich das verkehrt?«

»Nein, das siehst du nicht. Ich wollte eine Symbiose zwischen Mensch und Natur einrichten. Deshalb habe ich mich für diese Möglichkeit entschieden. Ich kann mit der normalen Welt einfach nichts anfangen. Ich musste mir ein kleines Refugium schaffen. Im Sommer weiß man oft nicht, ob man im Haus ist oder draußen. Ich verzichte hier bewusst auf die Errungenschaften der Zivilisation.

Du hast das Bad ja selbst gesehen. Es ist groß und zugleich eine Waschküche. Aber für das heiße Wasser müssen wir noch einen Ofen anheizen. So haben unsere Vorfahren gelebt, und so habe ich es fast übernommen. Wenn du ein Bad nehmen willst, sag jetzt Bescheid, dann kann ich ...«

»Nein, das ist nicht nötig. Ich habe am Morgen geduscht.«

»Gut. Aber dein Zimmer möchtest du sehen?«

»Gern.«

»Dann lass uns hochgehen.«

Kalina ging vor. Alexandra folgte ihr und wusste noch immer nicht, ob sie alles träumte oder selbst erlebte. Eine Welt wie diese hatte sie nicht mal in einem Film erlebt. Hier war alles so anders und auch zeitlos.

Das Holz der Treppe bewegte sich und gab knarrende Laute ab, als die beiden Frauen in die Höhe stiegen. Auf der Treppe war kein Platz für Pflanzen oder Blumen, aber im oberen Flur in der ersten und zugleich auch letzten Etage standen wieder

die Kübel, aus denen hohe Gräser wuchsen, die mit ihren Spitzen beinahe schon die Decke erreichten.

Eine kleine Tischleuchte gab weiches Licht ab. Es erreichte auch die Tür, vor der Kalina stehen geblieben war. Ein großer Mensch hätte sich ducken müssen, um das Zimmer zu betreten.

Die Frau ging vor. Alexandra, die ihren Rucksack mit beiden Händen festhielt, betrat kurz nach ihr den Raum. Die Brille war etwas verrutscht. Sie schob sie hoch, um alles klar sehen zu können und wurde angenehm enttäuscht.

Das Zimmer war normal eingerichtet. Es gab keine Pflanzen, keine Blumen, sondern ein breites Bett, einen Schrank, ein Fenster, ein Waschbecken sowie einen Tisch und einen Stuhl. An den Wänden zeigte die Tapete gelbe Streifen, aber auch sie konnten die feuchten Flecken nicht ganz überdecken.

»Nun?«

Alexandra wusste, dass Kalina eine Antwort erwartete. Sie stand mitten im Raum, lächelte und sah sie fragend an.

»Was soll ich sagen? Ich finde es toll.«

»Und warum?«

»Ich bin kein Mensch, der Luxus braucht. Das Zimmer ist schon gut für mich. Ich habe schon anders übernachtet. Aber hier kann man, sich wohlfühlen.«

»Das freut mich.« Kalina ging auf Alexandra zu und blieb dicht vor ihr stehen. Dann tippte ein Finger gegen das Kinn der jungen Deutschen. »Ich kenne meine Gäste. Ich weiß, dass sie nie viel Geld haben. Du brauchst auch nichts zu bezahlen, aber ich kann dir ansehen, dass du hungrig bist. Reicht eine halbe Stunde?«

»Wofür?«

»Zum Ausruhen. Danach erwarte ich dich unten zum Essen. Keine Sorge, es gibt kein Rindfleisch.«

»Das habe ich auch nicht erwartet.« Alexandra fühlte sich etwas überrumpelt und war entsprechend verlegen. »Ich brauche ... also meinewegen müssen Sie sich keine Mühe

machen. Ich habe noch zwei Äpfel, die reichen mir.«

»Für dich bin ich Kalina. Sprich mich nicht an wie eine Chefin. Außerdem muss ich auch etwas essen. Das mache ich nicht gern allein. Ein Gast ist mir immer lieb und teuer.«

»Danke.«

Kalina wand sich ab. »In einer halben Stunde?«

»Geht klar.«

»Gut, dann bis später.« Sie ging zur Tür, verließ den Raum und schloss die Tür dann sehr langsam. Alexandra hatte noch etwas sagen wollen, doch die Worte wollten ihr einfach nicht über die Lippen. Sie fühlte sich nicht nur allein, sondern auch verlassen. Dieser Tag und auch jetzt der angehende Abend kamen ihr vor, als wäre das alles gar nicht richtig wahr.

Aber es gab die Frau. Es gab das Haus, auch das Zimmer, und es gab sie.

Sie drehte sich um. Zuerst legte sie den Rucksack auf das Bett, dann nahm sie selbst auf der Kante Platz und schaute zunächst ins Leere. Minutenlang blieb sie dort sitzen. Sie ließ den Tag noch mal Revue passieren und dachte daran, dass man sie bestohlen hatte. Damit war auch ihr Handy weg.

Sie hätte gern zu Hause angerufen, aber sie hatte auf ihrem Gang durch das Haus kein Telefon gesehen. Und danach fragen wollte sie auch nicht. Eigentlich hätte sie über die Gastfreundschaft froh sein können. Bisher hatte sie immer für Übernachtungen und auch Essen bezahlen müssen, hier war es nicht der Fall.

Ihr lag Kalina nicht!

Diese Frau - so freundlich sie sich auch gab - war ihr einfach suspekt. Sie passte in kein Raster hinein. Sie war kein Öko-Freak, trotz ihrer Pflanzen. Dann hätte sie sich anders benommen. Für die Deutsche war sie eine Frau, die neben dem Leben stand, auch neben dem, das sie sich eingerichtet hatte. Sie war freundlich, doch zugleich strahlte sie etwas aus, für das Alexandra noch keinen Ausdruck gefunden hatte. War es eine

Kälte? Und zwar eine, die vom Gefühl herkam? Oder lag es an der kalten Hand, die Alexandra mehr als einmal berührt hatte?

Eine konkrete Antwort konnte sie nicht geben. Schon war sie froh, wenn sie die folgende Nacht überstanden hatte. Sie wünschte sich den anderen Tag herbei.

Es gab nur eine Lampe im Zimmer. Sie stand auf dem kleinen Nachttisch neben dem Bett. Dessen Kasten bestand aus einem ebenso alten Holz wie der Schrank, und auch der Fußboden hätte eine Renovierung nötig gehabt. Das Holz war abgeschabt, an einigen Stellen sogar leicht angesplittert, doch die Tür war stabil.

Alexandra erhob sich vom Bett, ging auf die Tür zu und stellte zunächst fest, dass kein Schlüssel innen steckte. Man konnte die Tür von außen abschließen, aber das hatte Kalina nicht getan. Die Tür ließ sich normal öffnen.

Alexandra sah es schon als Vorteil an. Der Tür gegenüber lag das Fenster. Dort ging sie hin und stellte fest, dass von außen her schmale Schatten über die Scheiben drängten. Sie stammten von den Ranken der Pflanzen, die das Fenster umwuchsen. Auch im Winter hatten sich die Reste der Kletterpflanzen gehalten. In ein paar Wochen würden sie wieder mit Blättern bestückt sein und die Sicht nach draußen noch mehr verschlechtern.

Sie zerrte das Fenster auf. Das Holz hatte sich verzogen. Zwei Mal musste sie Anlauf nehmen, dann hatte sie es geschafft.

Die Dunkelheit hielt das Land noch nicht völlig unter Kontrolle, aber sie hatte bereits ihre Schatten geschickt, und so breitete sich das düstere Flair immer weiter aus.

Es war kühl, schon kalt. Alexandra fror etwas. Ihre Brille beschlug. Sie setzte sie ab, zwinkerte ein wenig, dann schaute sie wieder nach draußen und suchte die Lichter irgendwelcher Ortschaften, die sich recht spärlich auf dieser Halbinsel verteilten.

Es gab sie nicht. Sie sah einige helle Stellen in einem gewis-

sen Umkreis, das war auch alles. Hier kam sie sich vor wie auf einer Insel oder wie von der normalen Welt verlassen.

Unter ihr breitete sich der Garten aus. Wobei sie nicht erkannte, was zu ihm gehörte oder was freies Gelände war. Da verliefen die Grenzen fließend.

Der Wind war kalt. Wie ein böser Geist fuhr er in ihr Gesicht. Er kam aus dem Dunkel und brachte den Geruch von Salzwasser mit. Das war wirklich keine Zeit, um auf die Reise zu gehen, aber Alexandra hatte es nicht anders gewollt.

Eine Heizung gab es im Zimmer nicht, auch keinen Ofen. Sie schloss das Fenster wieder und drehte sich um. Nachdenklich nagte sie an der Unterlippe. So hatte sie sich den Fortlauf des Tages nicht vorgestellt. Wenn sie sich nicht bewegte, dann war es im Raum still wie in einem Grab. Sie hörte nichts. Keine Stimme, kein Geräusch aus der unteren Etage, und so empfand sie die Ruhe wie einen unheimlichen Druck. Es kam ihr sogar in den Sinn, eine Gefangene zu sein. Jetzt war sie sogar froh, Gesellschaft zu bekommen. Denn früh einschlafen würde *sie* nicht können. Dazu war sie viel zu aufgereggt.

Sie wollte die Tür nicht geschlossen lassen. Wenn sie offen stand, dann hatte sie zumindest den Eindruck verdrängt, sich in einer Zelle aufzuhalten. Es war wirklich besser, freie Bahn zu haben, wenn sie denn das Zimmer schnell verlassen musste.

Schon beim Öffnen hatte sie gehört, dass die Tür nicht knarrte oder über den Boden schabte. Beinahe lautlos schwang sie auf, und das wiederholte sich jetzt. Auf der Schwelle blieb sie stehen, schaute in einen verlassenen Gang hinein und hätte eigentlich froh sein müssen, allein zu sein.

Das Gefühl wollte einfach nicht kommen. Auf ihrem Rücken blieb die Gänsehaut bestehen wie festgeleimt. Sie fürchtete sich plötzlich vor der Leere und auch vor der dunklen Decke, die nicht sehr hoch über ihrem Kopf entlanglief.

Dann hörte sie das Geräusch!

Augenblicklich erstarrte Alexandra. Es war nicht in ihrer

Nähe aufgeklungen. Es war schwach, sie musste sich konzentrieren und hatte sehr bald das Glück, die Quelle herauszufinden.

Ein Stockwerk tiefer war jemand unterwegs. Die Schritte brachten nur ein dünnes Echo, nicht aber die Stimme.

Stimme?

Nein, das war nicht nur eine Stimme. Sie hörte noch eine zweite, womöglich sogar eine dritte, und sie vernahm auch das leise, aber heftige Kichern.

Danach hörte sie den dumpfen Laut auf der Treppe und noch in der gleichen Sekunde einen halblaut gesprochenen Befehl, den Kalina gesprochen hatte.

»Nicht. Bleib weg!«

Stille.

Nach einigen Sekunden vernahm sie wieder das Wispern. Es war nicht zu verstehen, was da unten gesprochen wurde. Zudem waren die Stimmen auch sehr schnell wieder verstummt, und Alexandra stand wieder allein in der Stille.

Sie zog sich zurück, schloss die Tür und lehnte sich mit dem Rücken von innen dagegen. Es gab noch jemand im Haus. Vielleicht waren es sogar zwei Personen. Warum hatte Kalina ihr das verheimlicht? Welchen Grund konnte es dafür geben? Was führte sie im Schilde?

Nichts Gutes, das stand für die Deutsche fest. Auf einmal hatte sie das Gefühl, in eine Falle gelockt worden zu sein. Wenn das stimmte, wusste sie nicht, wie sie sich daraus befreien sollte. Sie konnte nicht einfach verschwinden und wegrennen. Das hätte Kalina ihr nie erlaubt. Dafür sah sie diese Person an.

Wer war dort unten? Wen hielt sie versteckt? Andere Gäste vielleicht? Sie würde Kalina danach fragen.

Alexandra ging wieder zum Bett. Sie zog ihre Jacke aus und legte sie auf das Kopfkissen.

Da wurden die Augen starr. Ihr Blick war auf etwas gefallen,

das sie bisher noch nicht entdeckt hatte. Es war ein Fleck. Einer, der rot schimmerte. Wie Blut.

Für einen Moment wagte sie nicht, Atem zu holen. Sie fror wieder innerlich ein. Selbst in den Fingerspitzen war für sie die Kälte zu spüren.

Blut auf dem Kissen. Ein feuchter Fleck, wie sie durch eine kurze Berührung feststellte. Zuerst wollte sie das Zimmer verlassen, dann riss sie das Kissen hoch und starrte weitere Flecken an, die unter dem Kissen ein Muster gebildet hatten.

Hier war etwas passiert. Hier hatte sich jemand verletzt oder war möglicherweise ermordet worden.

Ihr Puls raste. Sie fror auch nicht mehr, denn das Blut schoss in ihren Kopf. Mit einer heftigen Bewegung drehte sich Alexandra um, weil sie plötzlich den Eindruck hatte, nicht mehr allein im Zimmer zu sein.

Aber da war niemand.

Sie atmete auf, ohne sich richtig erleichtert zu fühlen. Die vor ihr liegende Nacht würde noch schlimm werden -schlimm und verdammt lang. Sie hörte sich selbst stöhnen. Im Kopf tobten einige Gedanken, die sie nicht in die richtige Reihenfolge bringen konnte. Das hier entwickelte sich allmählich zu einem Albtraum. Sie glaubte fest daran, in das falsche Haus geraten zu sein, das für sie sogar gefährlich werden konnte. Es stand so einsam. Niemand würde ihre Schreie hören, wenn ihr etwas passierte.

Erst vor kurzem hatte sie noch den Film Psycho gesehen. Darin spielte auch ein einsam auf einem Hügel stehendes Haus eine Rolle. So ähnlich wie die blonde Frau, die unter der Dusche ihr Leben hatte aushauchen müssen, kam sie sich auch vor. Fehlte nur noch die schrille Musik dazu. Aber die konnte sie sich einbilden.

»Alexandra? Kommst du?«

Kalina hatte gerufen. Die Deutsche schreckte zusammen. Automatisch schaute sie auf ihre Uhr und stellte mit Schrecken

fest, dass die halbe Stunde vorbei war.

Hastig riss sie die Tür auf. »Ja, ich komme. Tut mir Leid, Kalina, ich war ...«

»Schon gut. Aber jetzt solltest du kommen.«

»Natürlich«, murmelte sie.

Hunger hatte sie keinen. Aber sie konnte auch nicht im Zimmer bleiben und ihre Äpfel essen. Das würde die Frau nicht akzeptieren. Und so machte sich Alexandra auf den Weg nach unten und hatte dabei das Gefühl, in die Höhle des Löwen zu gehen ...

Es war alles nicht so schlimm. Es war sogar sehr nett. Kalina hatte in der altmodischen und überladenen Küche eingedeckt und auf dem mächtigen Eisenofen eine kräftige Suppe aus Krautern gekocht. Dazu hatte sie Brot aufgeschnitten und es auf einem Tablett verteilt. Auf dem Holztisch, an dem sich die beiden Frauen gegenüber saßen, standen zwei Kerzen in kleinen Leuchtern. Das Licht schaffte eine gemütliche Atmosphäre, ließ aber die Umgebung im Schatten. Einige wenige Lichtreflexe erreichten noch die Scheibe des Fensters, auf der sie ein zuckendes Muster hinterließen, wo Helligkeit und Schatten sich gegenseitig jagten.

Kalina hatte sich umgezogen. Sie schien die Farbe des Ochsenbluts zu lieben, denn ihr langes Wollkleid schimmerte in diesem Farbton. Das dichte Haar hatte sie hochgekämmt und dabei zurückgesteckt. So wirkte ihr Gesicht noch größer.

Alexandra versuchte, ihren Blick nicht zu oft darauf ruhen zu lassen, während sie Brot aß und die Suppe löffelte, doch sie konnte nicht anders und musste immer wieder hochschauen.

Der Blick dieser Augen zog sie einfach an. Sie glichen zwei Magneten, an denen sie wirklich nicht vorbeischauen konnte, und sie sah auch hin und wieder das rätselhafte Lächeln auf

den Lippen der geheimnisvollen Frau, die tatsächlich eine leckere Suppe aus Kräutern gekocht hatte.

Kräuter, dachte Alexandra. Hexen kochen auch mit Kräutern. Sie verglich diese Person plötzlich mit einer Hexe, obwohl das Unsinn war. Das gab es nur in den Märchen, doch in dieser düsteren Atmosphäre konnte sie sich schon eine Hexe vorstellen.

»Schmeckt dir das Essen, meine Liebe?«

»Ja, es ist ausgezeichnet.«

»Das freut mich.« Kalina ließ den Löffel sinken. »In der kurzen Zeit konnte ich uns leider nichts anderes zubereiten, aber die Kräuter aus meinem Garten sind wirklich ausgezeichnet. Möchtest du auch etwas trinken?«

»Später.«

»Das ist gut.« Kalina lächelte. »Ich habe einen wunderbaren Wein. Selbst hergestellt. Es ist ein Beerenwein. Ich kenne ihn aus meiner Heimat.«

»Wo liegt die denn?«

»Auf dem Balkan. Aber auch in Österreich stellt man ihn her. Er mundet den Menschen dort, und ich bin immer wieder davon begeistert, wenn ich ihn trinke. Erdbeeren, Himbeeren, sogar Stachelbeeren. Für mich ist alles ein Genuss.«

»Ja, ich freue mich auch.«

Alexandra aß weiter. Die Atmosphäre hier unten und auch die, gut schmeckende Suppe hatten ihre Angst verfliegen lassen. Die Bedrohung war zurückgewichen, sie fühlte sich fast wieder normal und lehnte auch einen Nachschlag nicht ab.

»Dann hat es dir wirklich geschmeckt, meine Liebe.« Kalina selbst aß nichts mehr. Stattdessen stand sie auf und trat an einen alten Weichholzschränk heran. Er bestand aus einem breiteren Bord und einem schmaleren Oberteil. Darin standen Teller und Tassen in den verschiedensten Größen. Auf dem breiten Bord hatten die verschiedenen Flaschen mit den entsprechenden Inhalten ihren Platz gefunden. Gläser standen

dort ebenfalls. Es waren mehr Becher aus dickem Glas. Zwei von ihnen stellte Kalina auf den Tisch und brachte auch die beiden Flaschen mit Beerenwein mit.

»So - Erdbeeren oder Himbeeren?«

»Ich weiß nicht ...«

»Fang mal mit den Erdbeeren an.«

»Wie du meinst ...«

Alexandra hatte ihren Teller so gut wie leer gegessen. Sie räumte ihn selbst ab und stellte ihn in die Spüle. Man konnte sie auch als ein großes Waschbecken ansehen.

Hinter ihr flackerte das Licht so seltsam. Als sie sich umdreh-te, sah sie, dass ihre Gastgeberin die Beleuchtung verdoppelt hatte. Jetzt verteilten sich vier Kerzen auf dem Tisch.

Der Wein war schon eingeschenkt. Er füllte mit seiner roten Flüssigkeit die Gläser, und die Deutsche musste wieder an die Blutflecken im Bett denken.

Sie sagte nichts. Sie setzte sich, schluckte einige Male und versuchte sogar, sich ein Lächeln abzuringen.

Kalina hob ihr Glas an. »Ja, dann wollen wir darauf trinken, dass es unsere schöne Welt auch noch in hundert Jahren gibt.«

Die Deutsche war ein wenig irritiert und schüttelte den Kopf.
»Das ist aber ein seltsamer Trinkspruch.«

»Stimmt, aber er passt zu mir.«

»Wenn du meinst.« Auch Alexandra nahm ihr Glas. Sie schaute kurz über den Rand hinweg, sah, dass ihr Gegenüber zuerst trank und nahm dann ebenfalls einen Schluck.

Sie hatte noch nie in ihrem Leben Erdbeerwein getrunken. Jetzt wunderte sie sich allerdings, wie gut ihr der Wein schmeckte, der wesentlich weniger süß war, als sie es ange-nommen hatte. Er besaß sogar einen leichten Hauch von Zitronengeschmack.

»Nun, meine Liebe?«

Alexandra stellte das Glas ab und nickte. »Doch ja, man kann ihn trinken. Sogar sehr gut. Ich bin wirklich überrascht.

Fantastisch.«

»Das freut mich. Ich stelle ihn selbst her. Die alten Rezepte meiner Heimat sind wirklich etwas Besonderes. Er ist nicht zu süß, er ist einfach süffig. Wir werden uns den Abend noch verschönern.«

Alexandra lächelte verhalten. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Wieder mal kam ihr die Situation so fremd vor. Erst dort oben das Blut im Zimmer, dann hatte sie auch die Stimmen gehört, und jetzt saß sie mit Kalina, dieser außergewöhnlichen Person, allein in der Küche, umgeben von der Stille, die kaum von einem hörbaren Windstoß gestört wurde.

Es war beinahe wie im Märchen. Allerdings musste sie bei diesem Vergleich auch daran denken, dass Märchen nicht immer gut ausgingen, und auch dieses musste nicht unbedingt ein Happy End haben. Noch immer wusste sie so gut wie nichts über diese Frau. War sie eine böse Hexe? War sie die Figur aus dem Märchen, die sich noch verstellte und ihr wahres Gesicht erst später zeigte?

Was hatte sie vor? So reagierte eine normale Pensionswirtin nicht. Das hatte Alexandra zumindest auf ihrer kurzen Reise niemals erlebt.

Sie fürchtete sich nicht vor dem Blick der Frau, er war ihr nur unangenehm. So taxierend, als wäre sie dabei, etwas zu suchen und musste zunächst tief in die Seele blicken.

Alexandra kannte sich im Leben aus. Sie wusste, wie unterschiedlich Menschen waren. Es kam ihr in den Sinn, dass Kalina möglicherweise lesbisch war und sie in dieser Nacht noch etwas mit ihr vorhatte, wenn sie beide die beiden Flaschen geleert hatten.

Das wollte die Deutsche auf keinen Fall. Sie nahm sich deshalb vor, sich mit dem Trinken zurückzuhalten. Den zweiten Schluck trank sie noch, dann stellte sie das Glas mit einer recht entschlossenen Bewegung zurück auf den Tisch.

»Was ist? Magst du ihn nicht mehr?«

»Na ja, das will ich nicht sagen, wirklich nicht. Aber ich bin es nicht gewohnt, einen so starken Wein zu trinken. Ich möchte eine kleine Pause einlegen.«

»Bitte, wie du willst. Das Brot steht noch auf dem Tisch. Du kannst es ruhig essen. Das saugt auf.«

»Ja, danke.« Sie griff danach, brach eine kleine Scheibe in zwei Hälften, aß und gab sich dabei innerlich einen Ruck. Sie war jetzt bereit, das zu fragen, was sie schon immer hatte fragen wollen, seit sie hier am Tisch saß.

Ein kurzes Räuspern noch, dann war ihr die Aufmerksamkeit der Frau sicher. »Du hast mir ja davon erzählt, dass wir allein hier im Haus sind.«

»Richtig.«

Alexandra zuckte mit den Schultern. »Das kann ich nicht so richtig glauben, Kalina.«

»Warum nicht?«

»Weil ich Stimmen gehört habe.«

Die Frau senkte den Kopf. »Ähm«, sagte sie, »du bist dir sicher, dass du Stimmen gehört hast?«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Hier im Haus.«

Kalina sagte nichts. Sie legte bewusst eine Pause ein. Dachte nach, runzelte die Stirn, bis sie sich schließlich ein Lächeln abrang. »Weißt du, Alexandra, es ist manchmal so, dass ich mich hier sehr allein fühle. Das kannst du sicherlich nachfühlen. Und da spreche ich dann mit mir selbst.«

»Ach ja ...?«

»Du kannst es mir glauben!«

Alexandra griff wieder nach ihrem Glas, obwohl sie sich vorgenommen hatte, nichts zu trinken. Jetzt hatte sie einfach den Wunsch. Sie kippte den Rest sogar hinunter und sagte dann: »Ich weiß nicht, aber ich glaube, verschiedene Stimmen gehört zu haben ...«

Kalina sagte nichts. Sie saß einfach nur da und sah ihren Gast über den Tisch hinweg an.

Der Blick war Alexandra unangenehm. Wie immer, wenn sie etwas nervös war, rückte sie ihre Brille zurecht. Den nächsten Satz brachte sie nur mühsam hervor. »Aber sprechen Sie denn auch in verschiedenen Stimmen und Tonlagen?«

Diesmal trank Kalina. Sie hob das Glas sehr hoch, um einen Teil ihres Gesichts zu verbergen. Erst als es wieder freilag, schüttelte sie den Kopf. »Ich denke, da hast du dir etwas eingebildet. Ich spreche nicht mit verschiedenen Stimmen. Aber es kann sein, dass dich das Radio irritiert hat. Eine Glotze besitze ich nicht. Dafür dieses kleine Ding dort auf der Fensterbank.«

Alexandra schaute hin. Irgendwo wusste sie, dass sie zu weit gegangen war. Kalinas Blick hatte sich auch verändert. Er war kälter und lauernder geworden. Deshalb wollte Alexandra es nicht auf die Spitze treiben und sagte: »Ja, das wird es wohl gewesen sein. In der Stille hörte sich das nur etwas anders oder verfremdet an. Es mag auch am Schall liegen, dass ich die Stimmen aus dem Radio nicht von den normalen unterscheiden konnte.«

Kalina winkte ab. »So etwas passiert immer wieder mal. Komm, trink noch einen Schluck. Er wird dir gut tun. Der Wein ist das richtige Mittel, um gut schlafen zu können.« Sie griff nach der Flasche, die halb leer war. Eigentlich wollte Alexandra nichts trinken, aber sie wollte die Frau auch nicht vor den Kopf stoßen und nicht noch größeres Misstrauen in ihr aufkeimen lassen. Aus diesem Grunde sagte sie nichts und schaute zu, wie sich ihr Glas allmählich füllte.

Der Wein war nicht eben mild. Bereits die ersten beiden Gläser hatten bei der Deutschen für ein wohliges Gefühl gesorgt. Sie verglich es auch mit einer leichten Bettschwere. Jetzt war es gut, dass sie gut gegessen hatte, alles andere wäre fatal gewesen. Den Wein auf leeren Magen zu trinken - sie

wagte erst gar nicht, daran zu denken.

»Dann auf die Stimmen«, sagte Kalina und hob ihr Glas. Sie ließ ihren Gast nicht aus den Augen.

Alexandra lächelte etwas verschwommen. Die Wärme wollte nicht aus ihrem Körper weichen. Dieser Schluck mundete ihr nicht mehr so gut. Das Verlangen, die Augen zu schließen, wurde immer stärker. Fast schon mit Gewalt musste sie sich zusammenreißen.

Kalina hatte ihren Platz am Tisch nicht verlassen. Trotzdem kam es der Deutschen vor, als wäre sie auf ihrem Stuhl weiter nach hinten gerückt.

»Es ... es ... tut mir Leid«, sagte sie.

»Was denn?«

Alexandra deutete auf das Glas. »Er ist gut, aber er ist zu schwer. Er macht mich müde, verstehst du? Ich ...ich ... kann einfach nichts mehr trinken. Sonst kippe ich hier vom Stuhl und schlafe hier ein.«

»Das solltest du auf keinen Fall.«

»Kann ich dann gehen?«

»Wenn du willst ...«

»Gern. Ich möchte nach oben in mein Zimmer und mich lang machen. Es war ein harter Tag für mich. Und jetzt noch der Wein. Irgendwie bin ich kaputt.«

»Das kann ich verstehen. Möchtest du morgen früh geweckt werden?«

Alexandra überlegte noch. Der seltsame Unterton in Kalinas Stimme war ihr nicht entgangen. Er hatte so etwas wie eine lauernde Botschaft mitgebracht.

»Nein, das ist nicht nötig. Ich werde immer rechtzeitig genug wach.«

»Dann gute Nacht.«

»Danke, dir auch.«

Alexandra musste sich hochstemmen. Ihre Bewegungen waren nicht mehr so flüssig wie noch vor dem Essen. Der Kopf

war schwer geworden. In seinem Innern hörte sie ein Rauschen, als hätte sich das Blut in einen breiten Strom verwandelt. Sie musste sich sogar für einen Moment an der Tischkante abstützen, bevor sie den ersten Schritt zur Seite trat und auf die Tür zuging.

Reiß dich nur zusammen!, hämmerte sie sich ein. Kalina soll nicht merken, wie es mir wirklich geht!

Es fiel ihr schwer. An der Tür drehte sie sich noch mal um und lächelte die Frau am Tisch an, die sich nicht von ihrem Platz bewegt hatte und nur ihr Glas hob, um dem Gast zuzuprosten.

In der Küche war es warm gewesen. Im Flur nahm Alexandra die Kühle auf, und das tat ihr gut. Sie wurde wieder etwas klarer im Kopf und schaffte es auch, den Fuß normal und ohne zu stolpern auf die erste Stufe der Treppe zu setzen.

Dann ging sie hoch.

Sie klammerte sich dabei am Geländer fest, was gut war, denn sie stolperte, aber sie fiel nicht hin. Die Beine schienen mit irgendeinem Metall gefüllt zu sein und sich dreimal so schwer anzufühlen wie sonst.

Aber sie schaffte es und war schließlich heilfroh, die Tür ihres Zimmers aufdrücken zu können. Es war nicht mal spät geworden, aber sie kam sich vor, als hätte sie die ganze Nacht durchgemacht.

Sie sah das Bett, lief darauf zu, ließ sich hinauffallen und schlief sofort ein ...

Wie lange sie geschlafen hatte, wusste sie nicht. Plötzlich wurde Alexandra wach, weil sie spürte, wie ein kalter Luftstrom über ihren Oberkörper hinwegstrich und dabei auch ihr Gesicht steichelte.

Automatisch öffnete sie die Augen. Trotzdem wusste sie

zunächst nicht, wo sie sich befand. Sie musste sich erst finden. Auf ihrem Körper lastete ein großer Druck, als hätte die Luft plötzlich ein Gewicht bekommen.

Sie wollte sich erinnern. Sie strengte sich an, und ihr fiel ein, dass sie nicht in einer der Herbergen lag. Da gab es keine Einzelzimmer für einen Reisenden, aber hier war sie allein.

Alexandra stöhnte leise. Die Schwere lag nicht nur auf, sondern auch in ihrem Körper. Selbst die einfachsten Bewegungen bereiteten ihr Mühe. So das Anheben des Arms und das Hinführen der Hand zum Gesicht. Sie wollte darüber hinwegstreichen. Es klappte nicht so einfach. Sie war sehr matt, wie gerädert.

Dann fiel ihr ein, wie sie den Abend verbracht hatte. Da war sie nicht allein gewesen. Allmählich schwemmt die Bilder des Erlebten wieder in ihr hoch. Sie dachte an die seltsame Wirtin, mit der sie zu Abend gegessen hatte. Okay, die Suppe war noch in Ordnung gewesen, aber danach hatte sie mehrere Gläser von diesem seltsamen Beerenwein getrunken, und der hatte ihr den Rest gegeben.

Nein, sie war nicht vom Stuhl gekippt, aber sie hatte sich nur mühsam aufraffen können, um hoch in ihr Zimmer zu gehen. Und da liege ich noch jetzt, dachte sie und überlegte, ob sie das Fenster beim Verlassen des Raumes offen gelassen oder geschlossen hatte.

Sie konnte sich nicht erinnern. Möglicherweise war es auch nicht völlig geschlossen worden. So hatte es von einem Windstoß dann aufgedrückt werden können.

Sie war auch nicht ausgezogen. Nicht mal die Schuhe hatte sie von den Füßen gestreift. Sie hatte sich einfach nur aufs Bett fallen lassen und geschlafen. Tief, und fest. Der Vergleich mit einem Totenschlaf kam ihr in den Sinn.

Alexandra wollte auch wissen, wie lange sie im Bett gelegen hatte. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Das Zifferblatt konnte sie leicht erkennen, denn beim Verlassen des Zimmers hatte sie

die Lampe in der Nähe nicht ausgeschaltet.

Es war nicht mal Mitternacht!

Bei dem Gedanken daran bekam sie plötzlich eine Gänsehaut. Sie wusste selbst nicht genau, warum sie sich vor der Tageswende fürchtete, aber es war nun mal so. Diese Zeit war immer etwas Besonderes. Sie war ebenso anders wie ihr Dasein in diesem einsam stehenden Haus.

Mit sehr langsam Bewegungen richtete sich die Deutsche im Bett auf. Sie atmete tief durch, denn sie wollte, dass es ihr besser ging. Der dumpfe Druck sollte aus ihrem Kopf verschwinden, damit sie endlich einen klaren Gedanken fassen konnte. Sie saß zwar im Bett, hatte aber trotzdem das Gefühl, darin zu schwimmen. Besonders als sie den Kopf drehte und zur Tür schaute.

Sie war geschlossen. Allein war sie nicht in diesem rätselhaften Haus, aber sie kam sich durchaus allein vor und merkte, dass die Angst noch höher kroch, als sie daran dachte, was sie vor dem Essen gehört hatte.

Es waren Stimmen gewesen. Echte Stimmen und keine eingebildeten. Sie hatte sie unten im Haus gehört, und sie war sicher, dass es sich bei ihnen nicht um irgendwelche Stimmen aus dem Radio gehandelt hatte, wie man ihr hatte weismachen wollen.

Etwas stimmte mit diesem verdamten Haus nicht. Da hatte Kalina reden können, was sie wollte. Dieses Haus stand nicht nur einsam, es enthielt auch ein Geheimnis. Und ich habe einen Teil davon durch die Stimmen erfahren, dachte sie.

Ihre Hand zitterte leicht, als sie damit über ihr Gesicht wischte. Obwohl es alles andere als warm im Zimmer war, spürte sie den Schweiß, den sie abgewischt hatte. Sie musste während des Schlafes stark geschwitzt haben.

War es die Angst gewesen?

Es konnte so sein, denn wenn sie ein Fazit zog, gelangte sie zu dem Schluss, dass ihr dieses Haus alles andere als geheuer

war. Mit diesem Gedanken verließ Alexandra das Bett. Dass ihre schmutzigen Schuhe dunkle Streifen auf dem Laken hinterlassen hatten, störte sie nicht weiter. Sie ging noch nicht zur Tür, sondern blieb zunächst sitzen und schaute sie an.

Hinter ihr lag das Geheimnis. Dort sah alles völlig normal aus, aber es war nicht normal. Nicht in diesem Haus und nicht bei dieser Besitzerin. Die Tür war geschlossen. Trotzdem fühlte sich Alexandra alles andere als sicher. Sie traute sich nicht mal, hinzugehen und sie zu öffnen.

Mehrmals wischte sie durch ihr Gesicht. Der Kopf brummte zwar noch, aber das ließ sich ertragen. Sie hatte einfach die Wirkung des Weines unterschätzt. So etwas kam immer wieder vor. Das Zeug hatte es verdammt in sich gehabt.

Dann stand sie auf. Alexandra fühlte sich dabei wie eine alte Frau, die unter der Gicht zu leiden hatte. Ihre Knochen taten ihr weh. Nichts an dieser Bewegung wirkte geschmeidig. Sie war froh, endlich auf den eigenen Füßen stehen zu können und keinen Schwindel zu spüren. Es ging also, und das dumpfe Gefühl wich allmählich aus ihrem Kopf. Auch die Bewegungen liefen glatter ab, das spürte sie, als sie sich auf den Weg zur Tür machte.

Alexandra wusste selbst nicht, was sie machen sollte. Die Brille hatte sie wieder gerichtet, die ihr während des Schlafs von den Augen auf die Seite des Gesichts gerutscht war. Soweit war alles in bester Ordnung. Sie konnte auch wieder klar sehen und zögerte nur noch einen winzigen Moment an der Tür.

Aufziehen oder nicht?

Zuerst lauschte sie. Es war nicht einfach, die volle Konzentration zu bekommen. Alexandra musste sich schon sehr zusammenreißen. Schließlich schaffte sie es und stellte fest, dass sie doch nicht so allein war. Es gab Geräusche.

Zunächst hielt sie den Atem an, um sich noch besser konzentrieren zu können. Die Geräusche waren nicht in der Nähe der

Zimmertür aufgeklungen. Weiter entfernt hatte sie die Laute gehört. Und das konnte nur von unten bedeuten.

Die Neugierde überlagerte die Furcht, und so zog sie vorsichtig die Zimmertür auf.

Ja, da war etwas!

Sie brauchte erst gar nicht in den Gang zu gehen, es reichte schon, wenn sie an der Tür stehen blieb. Sie vernahm ein trockenes Husten, hätte aber nicht sagen können, woher es stammte.

Sie zog die Tür noch weiter auf und trat in den Gang hinein.

Er war dunkel und leer. Das heißt, zur Treppe hin sah er heller aus, denn dort erreichte ihn auch der Schein, der von unten her die Stufen hochglitt und dort verlief.

Stimmen!

Nach Sekunden zuckte sie zusammen. Es waren Stimmen gewesen. Und jetzt war sie auch sicher, dass sie nicht aus dem Radio stammten. Das konnte man ihr nicht mehr erzählen, denn sie klangen viel leiser und auch geflüstert.

Alexandra war sicher, dass ihre seltsame Wirtin Besuch bekommen hatte. Es war ihr auch gelungen, die Stimmen zu identifizieren, denn sie stammten von Frauen.

So sehr sie sich auch bemühte, etwas zu verstehen, es gelang ihr nicht. Die Frauen sprachen einfach zu leise.

Es blieb nicht bei diesem Flüstern. Es entstanden andere Laute, die die Stimmen übertönten. Kleine Echos, die zudem einen Schall hinterließen. So etwas entstand nur, wenn sich jemand in Bewegung setzte, und das auf einem Boden, der einen leichten Schall hinterließ, wie es jetzt passierte.

Die Deutsche hörte alles sehr genau. Die Schritte näherten sich der Treppe, und dann waren auch wieder die Stimmen zu hören.

»Wir holen sie, Schwester.«

»Ja, ihr Blut. Ich will ihr Blut ...«

»Nicht so schnell ...«

»Doch. Ich will ...« Ein leiser Fluch unterbrach das normale Sprechen. Er war auch verbunden mit einem dumpfen Laut, als jemand gegen ein Hindernis trat. Wahrscheinlich war es eine Treppenkante, aber sie hielten die beiden Ankömmlinge nur kurz auf, denn sie wollten nach oben zu der Person gelangen, auf die sie scharf waren.

Beide gingen nicht sehr konstant oder regelmäßig die Stufen hoch. Zwischendurch hielten sie inne. Sie kicherten dabei wie zwei Teenager, die plötzlich den Traum ihrer schlaflosen Nächte vor sich sahen. Stufe für Stufe kämpften sie sich hoch. Sie hielten jetzt den Mund, weil sie nicht noch weitere Aufmerksamkeit erregen wollten.

Für Alexandra wurde es Zeit, sich wieder in das Zimmer zurückzuziehen. Sie wusste nicht, was sie genau unternehmen sollte, aber die Worte hatte sie nicht vergessen.

Jemand wollte ihr Blut holen!

Eigentlich unbegreifbar. Allerdings traute sie der Besitzerin des Hauses mittlerweile alles zu. Sogar einen Mord, denn auf nichts anderes würde es hinauslaufen. Obwohl sich die Deutsche da nicht so sicher war, denn welcher Mörder sprach davon, sich das Blut zu holen. Damit hatte sie ihre Probleme.

Sie zog sich zurück. Besonders leise brauchte sie dabei nicht zu sein, denn die Ankömmlinge machten Lärm genug. Ihre Schritte übertönten die anderen Geräusche völlig.

Alexandra wunderte sich über sich selbst, wie mutig sie reagierte. Sie versteckte sich nicht im Zimmer, sondern blieb auf der Schwelle stehen und warf einen Blick durch die noch nicht ganz geschlossene Tür in den Gang.

Das Ende der Treppe sah sie nicht. Nur den letzten Rest des Lichtscheins, der sich dort verlor. Sie wusste genau, dass die beiden Personen dort auftauchen würden.

Und sie kamen auch ...

Die Geräusche der Tritte veränderten sich. Sie klangen nicht mehr so hohl wie zuvor. Aber sie sah keine Schatten durch den

Lichtschein gleiten. Dafür entdeckte sie Sekunden später die beiden Gestalten, die sich dicht an der Wand hielten und dabei dem Lichtschein nicht entwischen konnten.

Sie zu sehen war nicht mehr als eine Momentaufnahme. Aber sie reichte Alexandra aus. So konnte sie erkennen, dass die beiden Ankömmlinge jünger waren als sie. Keine Kinder mehr, auch keine Jugendlichen, aber diese Zeit lag nicht lange zurück.

Die Haare lagen wirr oder fransig um die Köpfe herum. Von den Gesichtern konnte sie nicht viel sehen, glaubte allerdings, dass die Münder dort offen standen.

Waffen trugen die beiden nicht bei sich. Zumindest nicht offen. Sie waren mit Hosen und längeren Hemden bekleidet und bewegten ihre Köpfe beim Gehen von rechts nach links.

Alexandra schloss die Tür. Jetzt klopfte ihr Herz wie verrückt. Sie konnte sich selbst nicht erklären, weshalb sie eine so panische Angst vor diesen beiden Gestalten spürte. Es war nun mal so, und sie konnte nichts daran ändern.

Zudem stand fest, dass sie zu ihr wollten, und für Alexandra gab es nur einen Fluchtweg. Das war das Fenster. Nirgendwo sonst konnte sie das Haus verlassen.

Ein niedriges Haus. Das Fenster lag zum Glück nicht zu hoch. Der Boden unten war weich. Wenn sie sprang, würde sie im Garten landen. Möglicherweise auch in einem Gebüsch, das ihren Aufprall abfederte. Mit wenigen Schritten hatte sie das Fenster erreicht und zog es so weit wie möglich auf.

Die kalte Nachtluft erwischte sie voll. Aber das machte ihr nichts. Für sie war wichtig, von hier fliehen zu können. Sie beugte sich vor und warf einen Blick nach draußen.

Zunächst kam ihr die Welt vor wie mit Tinte übergossen. Sie sah erst mal nichts. Sekunden später nahm sie die Umrisse der kahlen Bäume und auch die der Sträucher wahr. Dazwischen sah sie auch die leeren Stellen, dunkel wie schwarze Inseln.

Sie lauschte zur Tür hin.

Ja, von draußen waren die Schritte zu hören. Beide Frauen gaben sich keine besondere Mühe. Sie mussten sich verdammt sicher fühlen. Es waren wieder ihre Stimmen zu hören. Auch ein kehliges Lachen erreichte Alexandras Ohren. Sie freuten sich auf die Beute.

Alexandra kletterte auf die Fensterbank. Sie hockte dort und duckte sich zusammen. Noch immer schlug ihr Herz so schnell. Sie hatte sich schräg hingesetzt, um auch die Tür weiterhin im Auge behalten zu können.

Dort passierte noch nichts.

Es war auch nichts zu hören.

Für einen Moment glaubte und hoffte Alexandra, dass die beiden weitergegangen waren, doch diese Hoffnung brach schnell zusammen, denn die Klinke wurde langsam nach unten bewegt.

Dann lief alles blitzschnell ab. Alexandra schaltete einfach ab. Sie wollte auch nicht mehr nachdenken. Der einzige Weg, der ihr blieb, war die Flucht in den Garten.

Die Tür flog auf, und sie sprang ...

In der knappen Zeitspanne von der Fensterbank bis hin zum Boden überfiel sie schlagartig die Angst. Jetzt fürchtete sie sich davor, falsch aufzukommen und sich eine Verstauchung oder sogar einen Bruch zu holen. Wenn das passierte, war sie verloren. Dann würden die beiden leicht an ihr Blut herankommen.

Sie prallte auf!

Es gab einen dumpfen Laut, als die Füße die doch recht weiche Erde berührten. Die Landung drückte sie in die Hocke, dann warf sie sich nach vorn. Beide Hände rutschten über die mit Gras bewachsene, feuchte Erde. Sie schlitterte gegen einen weichen Widerstand, wahrscheinlich ein Gebüsch, und

plötzlich war die Freude darüber da, dass sie es geschafft hatte.

Alexandra krabbelte auf Händen und Füßen über den Boden hinweg, bis sie das Gefühl hatte, einen recht sicheren Platz erwischt zu haben, an dem sie liegen blieb, tief geduckt und den Atem anhaltend.

In ihrer Umgebung war es still. Trotzdem hörte sie einige Geräusche, die dumpf an ihre Ohren klangen. Es war nur der eigene Herzschlag, der für die Echos in den Ohren sorgte, ansonsten blieb ihre Umgebung ruhig.

Das Haus befand sich hinter ihrem Rücken. Um zum Fenster hochzuschauen, musste sie sich drehen. Sie tat es sehr langsam und blieb dabei auf Händen und Knien.

Der Blick streifte die Fassade. Sie war nicht überall dunkel. Auch unten waren einige Fenster erhellt, aber weiter oben gab es nur ein helles Fenster.

Aus ihm war sie gesprungen, und dort zeichneten sich jetzt die Umrisse ihrer Verfolgerinnen ab.

Alexandra hielt den Atem an. Im Licht sah sie die beiden viel deutlicher. Ihr erster Eindruck erhielt eine Bestätigung. Die beiden waren noch sehr jung. Man hätte sie beinahe als Mädchen bezeichnen können. Die Zwanzig hatten sie bestimmt noch nicht erreicht. Eine besaß dunklere Haare. Sie waren an der Vorderseite fransig geschnitten, als hätte ein Friseur noch geübt.

Die Haare der zweiten Person waren heller, zeigten aber einen ähnlichen Schnitt, als wollten die beiden bewusst gleich aussehen und dokumentieren, dass sie zusammengehörten.

Eines hatten sie jedoch gemeinsam. Sie hatten die Münder weit aufgerissen. Sie präsentierten ihre Zähne, ihre Gebisse, und darüber war Alexandra zunächst verwundert.

Warum taten sie das?

Die beiden ließen ihr sogar Zeit, weiterhin darüber nachzudenken, denn sie bewegten sich nicht vom Fenster weg. Nur ihre Köpfe drehten sich, weil sie den Garten absuchten. Dabei

schlossen sich ihre Münder nicht, und es fiel der im Gebüsch hockenden Deutschen noch etwas auf.

Vor den Lippen entstand kein sichtbarer Atem. Bei diesen tiefen Temperaturen unmöglich. Der hätte zu sehen sein müssen, denn es war auch hell genug.

Alexandra dachte in diesen Sekunden weniger an sich als an die beiden am Fenster. Es war für sie normal nicht erklärbar, dass sie die Wolken vor den Lippen nicht sah. Jeder Mensch musste atmen, auch jedes Tier. Das war eben so.

Aber die beiden nicht ...

Etwas rastete in Alexandras Kopf ein. Es war eine verrückte, beinahe schon widersinnige Schlussfolgerung, aber sie stand im Zusammenhang mit dem Gehörten. Da hatten die beiden Frauen von Blut gesprochen, auf das sie scharf waren.

Das Blut eines Menschen!

Und wer wollte daran?

Es gab für Alexandra nur eine Antwort. Normale Menschen nicht. Nur Vampire.

Der Gedanke daran schockte sie. Sie hatte plötzlich das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Etwas schlug hart von innen her gegen ihre Stirn. Sie wollte lachen, auch das blieb ihr im Hals stecken. Alles war plötzlich auf den Kopf gestellt worden, und sie traute ihren eigenen Schlussfolgerungen nicht.

So etwas konnte nicht sein. Nicht in der normalen Welt. Vampire gehörten ins Reich der Fabel und der bösen Märchen oder Gruselgeschichten.

»Nein!«, flüsterte sie. »Ich habe mich geirrt. Ich muss mich geirrt haben ...«

Es war niemand da, der die eine oder andere Theorie bestätigte, und so konzentrierte sie sich wieder auf das besetzte Fenster.

Die beiden suchten etwas. Sie schauten in verschiedene Richtungen. Es lag auf der Hand, wen sie suchten. Da machte

sich Alexandra keine Gedanken. Solange die beiden dort oben am Fenster blieben, war alles okay. Es sah anders aus, wenn sie ebenfalls nach unten sprangen. Dann würde es eng für sie.

Alexandra hatte sich besser auf die Gesichter konzentrieren können. Richtige Vampirzähne, wie sie es aus Filmen im Fernsehen kannte, hatte sie bei ihnen nicht gesehen. Aber das musste nichts zu sagen haben. Sie war sowieso kein Horror-Fan und hatte diese Filme nie bis zum Ende angeschaut.

Und jetzt wollte man ihr Blut!

Die jungen Frauen glichen sich. Zwar nicht aufs Haar wie Zwillinge, aber Alexandra ging schon davon aus, dass es sich bei ihnen um Geschwister handelte. Zwei Schwestern, die in einen verfluchten Strudel hineingezogen worden waren.

Warum springen sie nicht?, fragte sich Alexandra. Verdammt, es wäre doch ein Leichtes für sie, sich einfach fallen zu lassen, um dann den Garten zu durchsuchen.

Das taten sie nicht. Sie blieben da oben im Fenster und änderten auch ihre Blickrichtung, denn jetzt schauten sie nicht mehr nach unten, sondern hoben die Köpfe an, um den dunklen Nachthimmel mit seinen Wolkengespenstern abzusuchen, als gäbe es dort etwas Besonderes zu entdecken. Die Bewegungen der beiden hatten die Neugierde in Alexandra geweckt. Auch sie legte den Kopf in den Nacken und suchte so gut wie möglich den Himmel ab.

Nein, da war nichts Ungewöhnliches zu sehen, nur die Dunkelheit und die grauen Wolken, die vor ihr lagen. Keine Sterne, auch kein Mond. Nur hin und wieder Lücken.

Alexandra gratulierte sich selbst dazu, wie ruhig sie geblieben war. Sie war nicht schreiend weggelaufen und in eine überstürzte Flucht hineingeraten, sondern hatte sich super zusammengerissen und wartete fast cool ab.

Zu lange allerdings wollte sie auch nicht an dieser Stelle hocken bleiben.

Sie dachte an den Rückzug. Dabei vergaß sie ihr Rad. Mit

zwei platten Reifen konnte sie sowieso nicht fahren. Aber sie wollte den Garten und damit die Umgebung des Hauses verlassen, um irgendeinen Weg oder eine Straße zu erreichen. Von dort wollte sie dann zu einem bewohnten Ort flüchten. Dass ihre Jacke oben im Zimmer zurückgeblieben war, ärgerte sie, war aber nicht zu ändern.

Vorsichtig machte sie sich aus dem Staub. Sie kroch auf allen vieren zurück und hielt den Blick dabei auf das Fenster gerichtet. Dort malten sich noch immer die beiden Frauen ab, die sich zu nichts anderem entscheiden konnten.

Freie Bahn hatte Alexandra nicht. Beim Zurückweichen stieß sie immer wieder gegen irgendwelche Hindernisse. Über das Gras rutschte sie ja hinweg, aber die Zweige der Büsche hielten sie auf und zerrten manchmal an ihrer Kleidung.

Es waren Obstbäume, die sich auf dem Gelände verteilten. Sie richtete sich hinter einem Stamm auf.

Jetzt ging sie davon aus, dass sie selbst vom Fenster in der ersten Etage aus nicht mehr gesehen werden konnte. Das zu wissen, tat ihr gut. Zum ersten Mal seit ihrer Flucht atmete sie tief durch. Sie stellte auch fest, dass ihr Herz längst nicht mehr so schnell schlug, und plötzlich konnte sie wieder lächeln.

Sie war bereits in den vom Haus aus gesehenen hinteren Teil des Gartens gekrochen. Hier standen die Bäume wie Wächter beisammen. Sie wuchsen auf einer Wiese, deren Gras sehr dunkel aussah, aber den Boden zu einem weichen Teppich machte.

Alexandra Köcher glaubte, den größten Teil ihrer Flucht hinter sich zu haben. Und natürlich den schwierigsten. Sie wunderte sich darüber, dass die beiden Frauen ihr nicht folgten. Erstaunlich, wie schnell sie aufgaben.

Egal, das sollte ihr Problem nicht sein. Sie wollte so rasch wie möglich aus dieser Umgebung verschwinden und spielte mit dem Gedanken, zur Polizei zu gehen. Was bei Kalina lief, war für sie einfach nicht normal. Sie konnte sich sogar vorstellen,

dass diese Frau andere in die Falle lockte.

Vielleicht auch die beiden am Fenster ...?

Alexandra löste sich vom Baumstamm und ging über den weichen Boden hinweg. Sie spürte jetzt den Wind noch stärker als am Tage. Fast so wie auf dem Rad sitzend.

Etwas irritierte sie.

Nicht in der Nähe. Auch nicht in Augenhöhe. Es war eine Bewegung gewesen, die sie am Himmel gesehen hatte. Dort oben huschte etwas vorbei. Eine Sternschnuppe bestimmt nicht, sondern ...

Sie blieb stehen und schaute hoch.

Plötzlich glaubte sie, in einem Albtraum zu stecken. Schrägliegender über ihr und den Blick nach unten gewandt schwebte der schreckliche Kopf eines grün schimmernden Monstrums ...

Suko und ich waren wieder losgefahren und hatten uns auf der Halbinsel umgehört. Wir hatten einige Ortschaften abgeklappert und versucht, etwas über die Gestalt in Erfahrung zu bringen, doch wir wurden nur mit einem Schulterzucken belohnt. Auch durch das Präsentieren der Fotos erreichten wir nichts. Angeblich hatte niemand die Verschwundenen gesehen oder wollte sich nicht daran erinnern.

So neigte sich der Tag allmählich dem Ende entgegen. Die Helligkeit nahm ab, und unser Frust stieg an.

In einem Kaff namens Cooling machten wir schließlich Halt, um unser weiteres Vorgehen zu besprechen. Es war eines der nördlichsten Dörfer auf der Halbinsel. Es gab auch keine normale Straße mehr, die weiter in diese Richtung führte. Man musste zu Fuß gehen oder konnte mit dem Rad fahren. Auch da war irgendwann Schluss, denn die Klippen und das Meer bildeten die natürliche Grenze.

In Cooling war, wie in vielen anderen Orten, auch der Hund

begraben. Um diese Zeit waren die Bewohner unter sich. Touristen trudelten erst später im Jahr ein, und so wirkte der Ort, als wäre er von der Welt vergessen worden.

Es gab Steinhäuser, aber auch welche, die aus hellem Holz errichtet waren, und da wir Hunger spürten, suchten wir nach einem Lokal, um zu Abend zu essen.

Ein Grieche hatte seinen Laden geöffnet. Wir parkten neben einem weiß gestrichenen Zaun und gingen auf den Eingang zu, der von einer Lampe angestrahlt wurde. Wir hörten auch die griechische Musik, doch als wir den Laden betraten, waren wir die einzigen Gäste. Ein Mann und eine Frau hockten an einem runden Tisch beisammen. Er las Zeitung, und sie war damit beschäftigt, Zwiebeln zu schneiden.

Beide schauten auf, als wir als Gäste kamen. Sie waren überrascht, das sahen wir ihren Blicken an. Der Mann ließ die Zeitung sinken, und die Frau wischte ihre Hände an einer bunten Schürze ab.

Wir grüßten freundlich und erkundigten uns, ob es auch was zu essen gab.

»Ja, schon«, sagte der Wirt oder Besitzer, »aber offiziell haben wir geschlossen. Wir sind erst vor einer Woche aus der Heimat zurückgekehrt und müssen noch viele Vorbereitungen treffen. Im Winter haben wir hier immer zu.«

»Dann hat es wohl keinen Sinn ...«

»Nein, nein«, sagte er schnell, »bleiben Sie ruhig. Meine Frau wollte für uns das Essen zubereiten. Sie kann ruhig zwei Portionen mehr machen.«

»Was gibt es denn?«, fragte Suko.

»Omeletts. Gefüllt mit Schafskäse, Tomaten und Zwiebeln. Auch einige Oliven gehören dazu.«

Wir schauten uns an.

Als Suko nickte, stimmte auch ich zu.

Das freute den Wirt, der Costa hieß, wie wir draußen gelesen hatten. »Sie können sich die Plätze aussuchen, meine Herren.

Es ist nichts reserviert.« Er lachte über seinen eigenen Scherz und strich gelassen mit einem Finger über seinen prächtigen Oberlippenbart hinweg.

»Danke.«

Wir nahmen an einem Tisch Platz, der nah an einem Fenster stand. Ich schaltete eine kleine Leuchte an und wollte mich zurücklehnen, als Costa mit drei Gläsern an unseren Platz herantrat. »Sie sind die ersten Gäste in der neuen Saison. Bitte, der Ouzo geht auf Kosten des Hauses. Willkommen.«

»Danke sehr.«

Einen Drink konnte ich jetzt vertragen. Suko sah es anders. Er griff zwar nach dem Glas, doch wie ich ihn kannte, würde er kaum trinken. Er nippte nur, während Costa und ich das Glas bis auf den letzten Tropfen leerten.

»Das tat gut«, sagte ich.

Der Wirt nickte und schaute seiner Frau hinterher, die in der Küche verschwand. Sie hätte bei ihrer Figur auch gut als italienische Mama durchgehen können, die sich um ihren Mann und die sechs Kinder kümmerte.

»In der nächsten Woche sind auch unsere Kinder wieder da, die hier mithelfen. Sie wollten noch in der Heimat bleiben.« Seine Stimme bekam einen jämmerlichen Tonfall. »Überlegen Sie mal. Da scheint die Sonne, da sind dreißig Grad. So hohe Temperaturen hatten wir seit Jahren nicht mehr. Ich wäre so gern noch geblieben, aber das Geschäft ist hier, und es läuft im Sommer sehr gut.«

Ich blickte auf ein Bild an der hellen Wand. Es war eine große Fotografie. Darauf waren viel Meer und auch einige der Inseln zu sehen, die sich wie Flecken darin verteilten. Auf dem Wasser spiegelte sich die Sonne, und die Segel einiger Schiffe sorgten für bunte Farbkleckse. Auch der herrliche blaue Himmel war zu sehen. Die wenigen Wolken dort sahen aus wie weiße Federn.

Costa hatte meinen Blick gesehen und seufzte. »Ja, das ist

mein Lieblingsfoto. Ich brauche es, um an die Heimat denken zu können. Immer wenn ich es mir anschau, frage ich mich, warum ich mich noch nicht zur Ruhe gesetzt habe. Ich habe in der Heimat ein Haus. Es steht sehr hoch. Man kann von dort wunderbar das Meer sehen.«

»Wie hier, nicht wahr?«

»Nein, nein, das ist kein Vergleich.« Er schüttelte heftig den Kopf. »Nur ein minimaler Ersatz. Ich habe mir diese Gegend bewusst ausgesucht, weil auch die Nähe zum Wasser da ist. Außerdem habe ich das Haus hier kaufen können. Keiner wollte es haben. Keiner wollte ein Restaurant eröffnen, aber ich habe es gewagt, denn ich setzte auf die Familien, die hierher kommen.« Er schlug auf den Tisch. »Und ich habe damit richtig gelegen.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Aber immer. Ich muss nur noch meine beiden Kinder dazu bringen, dass sie das Restaurant übernehmen, dann ist alles klar. Dann ziehe ich mich in die Heimat zurück, auch wenn meine Frau nicht so dafür ist. Aber daran kann ich nichts ändern.«

»Warum ist sie denn nicht dafür?«, fragte Suko.

Er winkte ab. »Ach, sie kann sich nicht von den Kindern trennen. Eine richtige Mutter, verstehen Sie. Sie würde immer hin- und hergerissen sein.« Er winkte ab. »Aber was rede ich da alles. Sie haben sicherlich anderes im Kopf, als einem heimwehkranken Narren zuzuhören.«

»Das sagen Sie mal nicht«, meinte Suko.

»Na ja. Man hat eben wenig Unterhaltung in dieser Jahreszeit. Die Einheimischen essen hier kaum. Wenn welche kommen, dann die Jüngeren. Europa ist auch hier zu spüren.«

»Da haben Sie Recht!«, stimmten wir zu.

»Und was treibt Sie hierher?« Er legte mir eine Hand auf den Arm. »Bitte, ich will nicht neugierig sein, aber wie Touristen sehen Sie nicht eben aus.«

»Das ist wohl wahr«, sagte ich.

»Wollen Sie ein Haus bauen? Suchen Sie nach einem Grundstück? Oder sind Sie Investoren für eine Feriensiedlung? Es war mal die Rede davon, dass sie hier gebaut wird. Ich habe ja nichts dagegen einzuwenden, aber die Einheimischen sind schon dagegen ...«

»Nein«, sagte Suko. »Das sind wir nicht. Wir suchen drei junge Frauen, die hier verschwunden sein können.«

»Ach.«

»Vielleicht können Sie uns helfen.«

»Ich weiß es nicht. Ich bin noch nicht lange wieder zurück ...«

»Aber Sie könnten sich die Bilder anschauen.«

»Das tue ich gern.«

Suko legte drei Fotos auf den Tisch. Drei vermisste junge Frauen. Jenny und Maja Hohn auf der einen und Gitty Truman auf der anderen Seite. Costa schaute sich zuerst die Fotos der Schwestern an, die uns die Kollegen noch mit auf den Weg gegeben hatten, dann griff er nach dem Bild der Gitty Truman.

»Hm!«, sagte er.

»Kommt sie Ihnen bekannt vor?«

»Die beiden ersten nicht ...«

»Und was ist mit ihr?«

Es dauerte eine Weile, bis der Mann nickte. »Ja, die kenne ich. Die habe ich schon gesehen. Sie war sogar hier am Lokal und wollte etwas essen. Das war vor ein paar Tagen. Nur war ich noch nicht soweit. Ich musste sie wegschicken.«

Endlich ein Hoffnungsschimmer. Er sah, dass wir beide aufatmeten, und schaute uns fragend an.

»Ist was mit ihr passiert?«

»Ja«, sagte ich.

»Was Schlimmes?«

Ich sah die Furcht in seinen Augen schimmern und rückte trotzdem mit der Wahrheit heraus. »Die junge Frau ist tot. Sie wurde im Hafen angeschwemmt. Und sie ist keines natürlichen

Todes gestorben.«

»Wurde sie umgebracht?«, flüsterte er.

»Ja.«

»Himmel, sie war doch noch so jung.«

»Darauf nehmen Killer oft keine Rücksicht.«

»Ja«, sagte er leise, »das ist wohl wahr. Darauf nehmen Killer keine Rücksicht.«

»Und Sie haben mit Gitty Truman gesprochen?«

»Natürlich.«

»Dann sind Sie unsere Spur.«

Costa riss seinen Mund auf. Auch die Augen weiteten sich. Er sah aus wie jemand, dem in diesem Augenblick die Erleuchtung gekommen war. »Sind Sie von der Polizei?«

»Scotland Yard.«

Die Ausweise brauchten wir ihm nicht zu zeigen. Er glaubte es uns auch so. Aber er stand auf, kam mit einem Teller zurück, auf dem zwei Bestecke lagen, eingewickelt in Servietten, und hatte auch die Flasche Ouzo wieder mitgebracht. Er wollte mir ebenfalls einschenken, aber ich lehnte ab.

»Gut, ich brauche einen Schluck.«

Noch während er das Glas in der Hand hielt, erschien seine Frau und brachte das Essen. Die Omeletts sahen wirklich gut aus. Da wir sie so trocken nicht essen wollten, bestellten wir noch eine große Flasche Wasser.

Costa zeigte seiner Frau das Bild. »Du kennst sie doch auch«, sagte er.

»Sicher. Sie war hier. Wir hatten noch kein Essen im Haus.«

Suko und ich aßen inzwischen, vergaßen auch das Lob an die Köchin nicht, dann ließ ich mein Besteck sinken und fragte: »Sie wissen nicht zufällig, was die junge Frau vorgehabt hat und wohin sie gegangen ist oder hingehen wollte?«

»Nein, aber sie war mit einem kleinen Wagen unterwegs.«

»Es war ein Fiat«, sagte die Frau.

»Ja, genau, ein Fiat.«

Ich aß wieder. Suko legte eine Pause ein und stellte die nächste Frage.

»Suchte sie auch ein Quartier, um übernachten zu können? Oder wollte sie die Halbinsel verlassen?«

»Nein«, sagte der Wirt. »Sie wollte wohl bleiben. Ja, davon gehe ich mal aus.«

»Haben Sie ihr etwas empfohlen?«

Costa schaute Suko an. Dann kippte er seinen Ouzo und zuckte mit den Schultern. »Das konnte ich nicht, denn die kleinen Pensionen hier hatten noch alle geschlossen ...«

»Bis auf eine«, erklärte die Frau, die unsere Nähe nicht verlassen hatte.

»Das ist doch keine Pension«, erklärte Costa schroff.

»Was ist es dann?«, fragte Suko.

»Es gibt da eine Frau, die auch Zimmer vermietet. Aber nicht offiziell, wissen Sie. Sie lebt allein in einem recht großen Haus. Hin und wieder hat sie Gäste.«

»Wohnt sie hier im Ort?«

»Nein, sie ist so etwas wie eine Einsiedlerin. Sie lebt in einem Haus mitten in der Pampa, wie wir immer sagen. Sie ist jemand, der sich selbst ernährt. Hat einen großen Garten und lebt so vor sich hin. Es gibt Menschen, die sie für eine Hexe halten, aber ...«

»Das ist sie auch!«, erklärte die Wirtin mit scharfer Stimme.

»Sie ist eine Hexe.«

»Hör doch auf.«

»Nein, nein«, sagte ich, »lassen Sie Ihre Frau doch. Bitte, wieso ist die Frau eine Hexe?«

Die Wangen der Wirtin röteten sich. Sie kam sich ein wenig verkehrt am Platze vor, denn wir richteten unsere Blicke auf sie. »Man redet ja viel hier in den Dörfern. Sie gibt sich eben mit keinem ab und lebt ganz für sich.«

»Hat sie auch einen Namen?«

»Kalina.«

»Nicht eben einer, den man überall findet.«

»Ja, Sir, sie stammt auch nicht von hier. Aus dem Balkan, glaube ich. Nur nicht aus Griechenland, sondern weiter nördlich. Ich habe sie mal gesehen und auch mit ihr gesprochen. Wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen, dass mir ihr Blick überhaupt nicht gefallen hat. Da habe ich richtig Angst vor ihr bekommen. Die schaute mich an, als wollte sie meine Seele durchleuchten.«

»Du bildest dir was ein«, sagte Costa.

»Nein, tue ich nicht.«

Wir hatten mittlerweile wieder gegessen und uns auch die entsprechenden Blicke zugeworfen. Beide waren wir der Meinung, dass wir hier die erste Spur gefunden hatten.

»Ist sie denn sonst noch irgendwie aufgefallen?«, erkundigte sich mein Freund.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Costa.

»Hat sie den Menschen etwas getan?«

»Nein, nichts. Das ist es ja, was ich nicht begreife. Meine Frau tut so, als wäre sie schrecklich, aber das ist nicht wahr. Sie hat keinem etwas getan. Sie lebt nur für sich.«

»Aber sie sieht nicht so aus, wie man sich landläufig eine Hexe vorstellt -oder?«

»Ha!« Da lachte die Wirtin hart auf. »Nein, sie sieht nicht aus wie eine Hexe. Aber Hexen können auch attraktiv sein, und das ist sie tatsächlich. Eine reife, attraktive Frau. Da bekommen die Kerle große Augen. Meiner eingeschlossen.«

»Das redest du dir nur ein.«

»Tue ich nicht.«

Die beiden stritten sich noch weiter, und schließlich verschwand die Frau in der Küche.

»Da kenne sich einer mit den Frauen aus. Man wird über Fünfzig, und sie meckern noch herum und sind eifersüchtig. Soll ich denn wegsehen?« Costa grinste. »Sie sehen sich doch auch gern schöne Frauen an. Oder etwa nicht?«

Da wir mit vollem Mund nicht reden wollten, nickten wir beide.

»Na also, da haben wir es. Wenn ich in zwanzig Jahren noch leben sollte, werde ich den schönen Frauen auch dann noch nachschauen. Ich bin doch nicht schwul.«

Er lachte, und wir lachten pflichtschuldig mit, wurden allerdings schneller wieder ernst als er.

»Sie können uns natürlich sagen, wo die Frau wohnt?«

»Klar. Mitten in der Pampa. Aber das Haus ist nicht zu verfehlern, wenn Sie wissen, welchen Weg Sie nehmen müssen. Wobei das Wort Weg nicht stimmt, denn es gibt keine normalen Straßen in der Nähe. Da müssen Sie schon über Trampelpfade fahren.«

In der folgenden Zeit gab er uns eine Beschreibung, die wir uns merkten.

»Aber glauben Sie denn, dass diese Frau mit dem Verschwinden der Toten zu tun hat?«

»Es ist eine Spur«, sagte Suko. »Nicht mehr und nicht weniger. Aber wir müssen jeder nachgehen, das werden Sie verstehen.«

»Ja, das verstehe ich voll und ganz. Und ich bin auch froh darüber, dass Sie es tun. Ich glaube allerdings nicht, dass sie eine Mörderin ist, obwohl sie hier besonders bei den Frauen einen schlechten Ruf hat. Das ist fast wie im Mittelalter. Grauenhaft, kann man da nur sagen.« Er winkte ab. »Egal, ich kann es nicht ändern. Fahren Sie hin und schauen Sie sich die Person an.« »Sie wird auch zu Hause sein?« Costa richtete seinen Blick auf mich. »Das ist natürlich die Frage«, sagte er. »Sie ist auch oft unterwegs.« Er schnippte mit den Fingern. »Jetzt, wo Sie es ansprechen, fällt es mir wieder ein. Ja, sie ist unterwegs. Ich habe sie heute Morgen sogar in ihrem Van wegfahren sehen.« »Das Ziel kennen Sie nicht?« »Nein.«

»Die Richtung denn?« Der Grieche überlegte. »Ja, nach Westen. Das heißt, sie fuhr weg von der Halbinsel.«

»Sie haben die Frau nicht wieder zurückkommen sehen, nehme ich mal an.«

»Nein, das habe ich nicht. Ich hatte ja hier im Haus zu tun. Ich muss noch auf dem Dach etwas in Ordnung bringen, und da habe ich mir Material eingekauft.«

»Das ist schon sehr gut, was Sie uns alles gesagt haben. Vielen Dank übrigens.«

»Keine Ursache. Was hätte ich denn machen sollen? Sie anlügen? Ich will ja auch, dass Morde aufgeklärt werden.«

»Nicht jeder denkt so«, sagte Suko und fügte noch eine Frage hinzu. »Sonst ist Ihnen hier in der Umgebung nichts Ungewöhnliches aufgefallen, worüber die Menschen reden?« »Was denn?« »Das frage ich Sie.« Costa überlegte. Er schüttelte nach einer Weile so heftig den Kopf, dass das Fleisch an seinen Wangen in Bewegung geriet. »Also ich kann Ihnen nichts sagen, was mir ...«

»Anderen möglicherweise?«, fragte ich und dachte dabei an das Bild am Himmel. An dieses schreckliche Vampirmonsterrum, das für uns schon zu einem wahren Albtraum geworden war. Costa schwieg zunächst. Dann fuhr er über sein lack-schwarzes Haar hinweg und schielte dabei auf die Ouzo-Flasche. Er nahm sie aber nicht in die Hand, um einzuschenken.

»Eigentlich dürfte ich Ihnen das nicht sagen. Das ist nämlich wieder so ein Gerede.«

»Wer redet denn?«

»Meine Frau. Aber mehr die anderen. Es hält sich da ein Gerücht. In der Nacht hat es eine komische Erscheinung am Himmel gegeben. Eine richtige Fratze, Einfach widerlich. Sie soll grünlich geleuchtet haben. Den Schädel einer Fledermaus oder so ähnlich. Ich weiß das nicht so genau, weil ich die Fratze nie zu Gesicht bekommen habe. Sie muss wie ein Komet über den Himmel gesaust sein, aber sie stand auch mal still und wurde da besonders genau gesehen. Deshalb konnten

die Frauen sie auch beschreiben.

»Glauben Sie daran?«, fragte Suko.

»Haha, jetzt wollen Sie mich aufs Glatteis führen. Ich kann daran nicht glauben. Auch nicht an die Hexe. Sollte es diese Fratze tatsächlich geben, dann hat sich da einer einen Scherz erlaubt. Es gibt ja wohl diese Ballons, die man in den Himmel steigen lassen kann. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Es war schon gut, was Sie uns da berichten konnten.«

»Man gibt sich eben Mühe.«

Wir blickten auf die Uhr. Draußen war es längst dunkel, und die Zeit war ebenfalls nicht stehen geblieben. Bis zur Tageswende waren es noch gut neunzig Minuten. Wir hatten uns bei Costa recht lange aufgehalten. Er gähnte auch, und dies war für uns das Zeichen, aufzubrechen.

Er brachte uns die Rechnung, die ich beglich und auch ein Trinkgeld darauf legte.

»O danke.« Er steckte das Geld ein. »Und Sie wollen tatsächlich jetzt losfahren, um Kalina zu besuchen?«

»Warum nicht?«, fragte ich und schob den Stuhl zur Seite.

»Wegen der Zeit ...«

»Meinen Sie, Kalina liegt schon in den Federn?«

»Das glaube ich weniger.«

»Und warum?«

Er grinste. »Kann ich Ihnen sagen. Oft genug hat man in der Nacht hinter den Fenstern ihres Hauses Licht gesehen. Sie können fast darauf wetten, dass es heute auch so sein wird.«

»Das wollen wir hoffen.«

Costa brachte uns noch bis zur Tür. Es war kälter geworden. Das mochte auch am Wind liegen, der aus Nordwesten wehte und den Frühling in den Hintergrund gedrängt hatte.

Eine sehr dunkle Nacht umschlang uns. Am Himmel sahen wir weder Sterne noch einen Mond. Es gab auch wenige Lücken zwischen den Wolken. Wie mächtige Klötze drängten sie sich zusammen und lagen dort oben wie ein unheimliches

Gebirge.

»Willst du fahren?«, fragte ich meinen Freund.

»Okay, mache ich doch gern. Ich will schließlich sicher wieder zuhause eintreffen.«

»Ja, ja, du hast es schwer. Wenn ich Zeit habe, werde ich dich mal bedauern ...«

»Tu das. Schließlich bin ich auch nur ein Mensch.«

In diesen schrecklichen und sich so lang hinziehenden Augenblicken wäre Alexandra Köcher am liebsten tief in den Boden versunken. Der befand sich zwar unter ihr und war auch nicht so hart, aber hineinsteigen konnte sie trotzdem nicht. Sie musste stehen bleiben und warten. Dabei hatte sie das Gefühl, von einer fremden Kraft übernommen worden zu sein, denn ihr Körper gehorchte keinesfalls den Befehlen des Gehirns. Sie konnte einfach nichts tun.

Das Bild blieb und damit auch der Schrecken.

Sie wusste nicht, wie hoch die Gestalt - oder war es nur ein Kopf? - über ihr schwebte. Aber sie schaute direkt hinein in die dreieckige Fratze, bei der nicht nur dieses veränderte Gesicht auffiel, sondern auch die großen Ohren an beiden Seiten, die zum Ende hin spitz zuliefen und sie ein wenig an die des Mr. Spock erinnerten. Ein offenes Maul, in dem schreckliche Zähne schimmerten, eine Haut, die sogar aus dieser Entfernung schuppig aussah, und es gab tatsächlich einen Körper, auch wenn dieser nur schwach zu sehen war.

Alexandra sah das Monstrum und war sicher, auch von ihm gesehen worden zu sein.

Die Bäume und auch die recht hohen Sträucher kamen ihr plötzlich so lächerlich vor. Einen Schutz gaben sie nicht. Sie hatte überhaupt nichts, mit dem sie sich schützen konnte; sie war dieser Kreatur hilflos ausgeliefert.

Wie lange der Schock angedauert hatte, konnte sie nicht sagen, aber es kam die Zeit, in der ihr Gehirn wieder arbeitete und sie feststellte, dass sie sich in einer verdammt schlechten Lage befand. Sie glaubte auch nicht daran, dass dieses Monstrum aus dem Nichts erschienen war. Da musste es .. andere Gründe geben, und die hatten mit dem Haus und zugleich mit den Bewohnern zu tun.

Mit Kalina und den beiden anderen, deren Namen sie nicht kannte. Durch den Kopf rasten Gedanken und Vermutungen. Da fügte sich einiges zusammen und ging wieder auseinander. Es war ein regelrechtes Chaos, aber sie schaffte es tatsächlich, in dieses Chaos eine gewisse Denkrichtung zu bekommen.

Nein, das Monstrum war echt. Es hatte sich auch nicht so schnell gebildet, als wäre es plötzlich in der Luft entstanden. Es musste schon zuvor da gewesen sein, wenn auch in einer anderen Person. Und dabei jagte der Name Kalina wie ein Blitzstrahl durch Alexandras Kopf. Ihr Gehirn hatte sich jetzt auf eine andere Logik eingestellt, und dabei blieb sie auch. Sie war jetzt soweit, dass sie die Existenz von Vampiren hinnahm, und sie erinnerte sich daran, was sie über diese Kreaturen wusste. Vampire sahen nicht immer aus wie Vampire. Manche tarnten sich perfekt. Erst bei Dunkelheit entstand der wahre Körper, und hier war es dunkel. Also hatte sich der Mensch in einen Vampir verwandeln können.

Ein Mensch, der zuvor Kalina geheißen hatte!

Als sie zu diesem Schluss gelangt war, begann sie zu zittern. Sie dachte auch daran, wie nahe sie dem Tod gewesen war, als sie mit Kalina am Tisch gesessen hatte, aber das brachte sie jetzt auch nicht weiter, denn die Kreatur machte Ernst.

Sie griff an!

Es begann mit einem Zucken, als wollte die Kreatur nur kurz etwas antäuschen. Das Gegenteil traf zu. Sie raste plötzlich nach unten. Es lag schon die Hälfte des Wegs hinter ihr, als Alexandra bewusst wurde, dass sie handeln musste.

Weg! In Deckung gehen! Fliehen ...

Es waren die Möglichkeiten, die ihr durch den Kopf huschten. Aber sie musste schnell sein und wusste zugleich, dass sie nie so schnell sein würde wie die Bestie.

Alexandra sah sie nicht mehr. Sie hatte sich herumgeworfen. Sie sah auch nichts von den beiden Schwestern, als sie wieder durch den Garten auf das Haus zueilte. Es erschien ihr als der einzige sichere Ort, trotz der Angst, die sie in den Mauern verspürt hatte. Bäume und Büsche, die ihr bis vor kurzem noch geholfen hatten, entpuppten sich plötzlich als Hindernis. Sie umkurvte die Stämme, sie prallte auch dagegen. Sie fiel in die Büsche hinein, brach schwächere Zweige ab, ruderte mit den Armen, und ihre Füße klopften dumpf auf den Boden, als sie rannte.

Nicht einmal schaute sich die Deutsche um. Sie wusste allerdings, dass dieses unheimliche Geschöpf noch vorhanden war und sie verfolgte. Der Begriff »Blut« spukte ständig durch ihren Kopf. Sie konnte sich plötzlich vorstellen, zur Beute eines Vampirs zu werden. Die Fratze sah sie nicht, nur hatte sich der Anblick in ihrer Erinnerung festgefressen, und so erschien sie ständig vor ihren Augen, auch wenn sie tatsächlich nicht vorhanden war.

Ein Baum hielt sie auf!

Sie hatte ihn nicht gesehen. Die Panik war einfach zu stark gewesen. Zwar erkannte sie im allerletzten Augenblick den Schatten, aber da war es für sie zu spät, noch auszuweichen. Sie riss die Arme hoch, mehr konnte sie nicht tun.

Der Aufprall war schlimm. Alexandra spürte den Schmerz an der Schulter und auch im Gesicht. Sie hatte das Gefühl, zurückgeworfen zu werden und brach doch nur in den Knien ein. Zwar suchten die Hände noch nach Halt, sie klatschten auch gegen querhängende Äste, aber sie schaffte es nicht, sich auf den Beinen zu halten.

Plötzlich fand sie sich auf dem Boden wieder. Dabei lag sie

auf dem Rücken, starre hoch und sah nicht viel, da Tränen ihren Blick verschleierten.

Die Fratze war nicht da. Sie hörte auch keine verdächtigen Geräusche, nur ihren eigenen Atem. Die Schmerzen im Gesicht und an der rechten Schulter ignorierte sie, aber das Gefühl von Sicherheit wollte nicht in ihr hochkommen.

Mühsam wälzte sie sich herum. Es stand für sie fest, dass sie an dieser Stelle nicht liegen bleiben konnte. Sie wäre zu leicht eine Beute der Kreatur geworden.

Dicht vor sich sah sie den leicht gekrümmten Baumstamm in die Höhe ragen. Er war ihr zum Verhängnis geworden. Das nahm sie nur am Rande wahr. Viel wichtiger war die Kreatur in der Dunkelheit. Wo sie steckte, wusste Alexandra nicht. Es war nichts von ihr zu sehen. Sie schien sich wieder in die Finsternis zurückgezogen zu haben, um von ihr verschluckt zu werden.

Alexandra presste die Hand gegen die Brust, als könnte sie ihren rasanten Herzschlag verlangsamen. Die Vergangenheit war für sie so etwas wie ein Albtraum, auf der anderen Seite musste sie sich eingestehen, nicht geträumt zu haben.

Allmählich fand sie in die Wirklichkeit zurück. Der Garten war in ihrer Umgebung leer. Sie hörte kein Atmen, keine Schritte. Sie sah auch keinen Verfolger, der in ihrer Nähe herumschlüch. Nach außen hin war alles in Ordnung.

Nur glaubte sie nicht daran. Man wollte sie. Man wollte ihren Körper, ihr Blut.

Mit einer heftigen Bewegung drehte sie den Kopf und schaute zum Haus hin. Sie sah es als einen dunklen Schatten innerhalb der Dunkelheit. Das schwache Licht hinter einigen Fenstern zählte nicht. Die beiden Gestalten waren aus ihrem Zimmer verschwunden, sodass sie den Eindruck bekommen konnte, auf ein leeres Haus zu schauen.

Überhaupt war alles so ungewöhnlich still in ihrer unmittelbaren Umgebung. Alexandra sah keine Gefahr mehr. Sie hörte auch keine verdächtigen Geräusche. Trotzdem konnte sie über

die Stille nicht froh sein. Sie war überzeugt, dass sich dahinter etwas Unheilvolles verbarg. Alexandra ärgerte sich über ihr Zittern. Sie schaffte es nicht, es zu unterdrücken. Es war einfach die Reaktion auf das Erlebte.

Vielleicht eine Minute hatte sie auf der Stelle gestanden. Nichts hatte sich verändert. Sie konnte sich allein fühlen, nur traf das nicht zu. Zahlreiche Augenpaare schienen sie aus dem geheimnisvollen Dunkel zu beobachten, und ihr Herz schlug weiterhin heftig. Der Schmerz in der rechten Schulter hatte auch nicht nachgelassen, und jetzt spürte sie auch die Nässe auf der linken Wange. Dort war sie von einem kleinen Aststück erwischt worden. Das Ende hatte ihre Haut aufgerissen.

Sie duckte sich und ging die ersten unsicheren Schritte. Dabei wusste Alexandra nicht, ob sie den Garten verlassen und über das freie Feld laufen oder einfach zum Haus zurückgehen sollte. Es gab nur diese beiden Möglichkeiten.

Als ihre Sicht wieder etwas besser geworden war und sie das Astwerk der Bäume nicht mehr störte, schaute sie gegen den dunklen Himmel, der völlig normal über ihr lag. Die unheimliche Fratze ließ sich auch jetzt nicht blicken, und sie atmete auf. Also doch fliehen!

Noch konnte sie laufen. Sie war nicht so erschöpft oder verletzt. Sie schaute sich ein letztes Mal um, als sie plötzlich das Geräusch in ihrer Nähe vernahm.

Es hörte sich an wie das Schlagen von Flügeln. Ein Windstoß erwischte sie, und dann riss sie den Mund auf, wobei der Schrei in ihrer Kehle stecken blieb. Das Monstrum war wieder da. Es musste aus dem Boden in die Höhe geschnellt sein, und es stand dicht vor ihr in der Luft. Sie sah jetzt die Fratze in all ihrer Scheußlichkeit dicht vor sich. Es war ihr klar, dass sie nicht mehr entkommen konnte.

Trotzdem versuchte Alexandra es. Der heftige Sprung brachte sie vom Boden weg.

Das war auch alles. Im nächsten Augenblick war die Gestalt

über ihr. Alexandra konnte nicht mehr entkommen. Beim zweiten Schritt schon erwischte sie ein harter Schlag, dessen Kraft ihr so viel Schwung gab, dass sie zu Boden fiel. Dort rutschte sie weiter, und noch bevor sie liegen blieb, waren die Krallen oder Hände da, die sich in die Kleidung am Rücken bohrten.

Sie wurde in die Höhe gerissen und lag im Griff des Ungeheuers wie ein halb gefüllter Sack. Arme und Beine pendelten nach unten.

Es waren Momente, in denen Alexandra Köcher keine Angst verspürte. Sie fühlte überhaupt nichts. Es war eine nie erlebte Leere in ihr. Dass sie über dem Boden schwebte, war ihr auch nicht so recht bewusst. Sie hörte hinter sich nur die schrillen Geräusche, die in einem bösartigen Klang ihre Ohren trafen.

Der Ruck riss sie hoch. Krallen bohrten sich durch die Kleidung. Sie erwischten ihre Haut. Sie hielten sich dort fest, und einen Moment später sah sie den Boden des Gartens noch tiefer unter sich, denn das Monster flog mit ihr in die Höhe und zugleich in die Dunkelheit hinein.

Für Alexandra Köcher konnte es nur ein Weg in den Tod werden ...

Wir hielten uns genau an die Beschreibung des griechischen Lokal-Besitzers und fuhren wieder in eine dunkle Nacht hinein, in der es so gut wie kein Licht gab.

Die wenigen hellen Flecken schienen allesamt von der Finsternis verschluckt worden zu sein, und nur das Licht der Scheinwerfer wies uns den Weg.

Suko fuhr nicht besonders schnell. Er wollte mir die Gelegenheit geben, die Umgebung zu beobachten, was ich auch tat. Ich ließ den Himmel nicht aus den Augen, denn dort hatten wir die schreckliche Vampirfratze in der vergangenen Nacht zum

ersten Mal entdeckt.

Bisher war sie nicht wieder aufgetaucht. Ich hoffte darauf, nicht in der falschen Umgebung zu suchen. Als ich mit Suko kurz darüber sprach, zerstreute er meine Bedenken.

»Der Wirt hat uns schon den richtigen Tipp gegeben. Ich bin inzwischen davon überzeugt, dass diese Person etwas mit den Ereignissen zu tun hat. Sag mir eine andere Lösung.«

»Ich kenne keine.«

»Eben.«

Wir fuhren mit Fernlicht. Bäume und Strauchwerk erhielten einen blassen, silbrigen und auch geisterhaften Glanz. Die Wiesenflächen wurden ebenfalls davon berührt, aber der Himmel über uns blieb dunkel. Wenn die Vampirfratze erschien, würden wir sie sehen.

So hässlich und abstoßend hatten wir bisher kaum einen der Wiedergänger erlebt. Es war für uns schwer vorstellbar, dass sich ein derartiges Gebilde auch in einen Menschen verwandeln konnte. In unserem Fall möglicherweise in eine Frau. Noch hatten wir nicht den Beweis.

»Denkst du auch darüber nach, wo sie herkommen könnte?«, fragte Suko mit halblauter Stimme.

»Sicher.«

»Schon Erfolg gehabt?«

»Nein.«

»Ha, wie ich.«

»Wir können sie fragen, wenn wir sie haben.«

Er schüttelte den Kopf. »Optimist. Ich bezweifle, dass sie uns eine Antwort geben wird. Hast du schon darüber nachgedacht, ob es nicht eine Spur zu Mallmann gibt?«

»Dracula II? Nein, das denke ich nicht. Die arbeitet auf eigene Rechnung. Und sie hat sich auf der Halbinsel festgesetzt. An Blut kommt sie immer heran, dafür kannst du sie ansehen. Es gibt genügend Personen, die sich einen Spaß daraus machen, das Gebiet hier als Einzelgänger zu erobern.«

Hier hält sich der Betrieb in Grenzen. Hier haben sie die Natur ebenso wie das Meer, die Klippen und hin und wieder einen Strand.«

»Du könntest den Text für einen Tourismus-Prospekt schreiben, Alter.«

»Klar. Ich kann es auch lassen.«

Suko grinste vor sich hin und wies mit der rechten Hand nach vorn. »Da schau dir die Straße an, John. Wir sind bald in der Prärie.«

»Wenn schon, dann Pampa. Hat Costa gesagt.«

Die Pampa wirkte verloren, denn die normale Straße - sowie- so nicht besonders breit - ging einfach unter. Der Asphalt verschwand, von zwei Seiten wuchs die Natur zusammen, und wir fuhren dann über einen regelrechten Feldweg.

Wenn die Beschreibung stimmte, würde er uns in die Nähe des einsamen Hauses führen, in dem Kalina lebte. Unser Gespräch versickerte. Ich konzentrierte mich jetzt wieder auf die Umgebung, auch wenn da nicht viel zu sehen war.

Auch den dunklen Himmel ließ ich nicht aus den Augen. Bisher hatte sich dort nichts Verdächtiges gezeigt. Ich wartete wirklich darauf, die Fratze sehen zu können und wünschte sie mir förmlich herbei. Ich ging zudem davon aus, dass es sich nicht nur allein, um eine Fratze handelte. Sie musste einen Körper besitzen, aber den hatte die Finsternis verschluckt.

Plötzlich war sie da!

Es war so, als wäre blitzschnell aus dem Dunkel der Unendlichkeit ein neuer Stern entstanden. Da die Luft klar war und kein Nebel herrschte, hatten wir einen wunderbaren Blick gegen den dunklen Himmel, und die scheußliche Vampirfratze stand dort wie für uns gemalt. Suko brauchte ich nicht darauf aufmerksam zu machen, denn er hatte sie ebenfalls gesehen. Automatisch fuhr er langsamer, ließ den Wagen dann ganz ausrollen, sodass wir standen.

Die Fratze blieb dort wie ein Zeichen stehen. Sie bewegte

sich nicht, sie tauchte nicht weg. Sie blieb einfach leicht schräg stehen, und ihr Blick war gegen den Boden gerichtet, als würde sie dort etwas suchen.

Ich widerstand dem Versuch auszusteigen. Zudem waren wir noch zu weit entfernt. Ohne Ferngläser ließen sich Einzelheiten nicht erkennen, aber es gab sie. Und sie stand am Himmel wie ein verfluchter Wächter, der auf etwas niederschaute, das uns verborgen blieb.

Es war zu dunkel, um erkennen zu können, ob dort, wo sich die Fratze am Himmel zeigte, auch das Haus dieser Frau lag. Die Richtung stimmte schon. Ich merkte, wie ich beim Anblick des grünen Dings allmählich nervös wurde. Es kribbelte in mir, und dieses Kribbeln erreichte auch meine Fingerspitzen.

Suko wollte die Erscheinung nicht allein treffen und fragte mich: »Fahren wir weiter?«

Von mir hörte er einen Gegenfrage. »Hat sie uns gesehen?«

»Kann schon sein. Das Licht zummindest.«

»Lösch es.«

»Wenn du meinst.«

In der folgenden Sekunde schwang die Dunkelheit über uns zusammen. Wir blieben stumm im Wagen sitzen und richteten unsere Blicke auf das in der Luft schwebende Objekt, das sich noch immer nicht bewegte.

»Warum?«, fragte Suko.

»Er beobachtet etwas.«

»Das Haus?«

»Zumindest dessen Nähe.«

»Kannst du einen Körper erkennen?«

Ich hatte mich schon der Frontscheibe entgegengebeugt und musste jetzt den Kopf schütteln. Nein, ein Körper war nicht zu erkennen. Dieses Gebilde schwebte einfach nur in der Luft und schien an irgendwelchen, vom Himmel kommenden Drähten zu hängen.

Und dann bewegte es sich!

Es ging so schnell, dass wir mit den Blicken kaum folgen konnten. Ein kurzes Zucken nur, dann raste es in die Tiefe und es sah für uns aus, als hätte es der Boden verschluckt.

Nichts mehr malte sich in der Dunkelheit ab. Alles war wieder normal geworden.

Suko und ich tauschten einen Blick. »Wie ein Raubvogel«, sagte ich, »der lange genug gewartet hat und plötzlich auf seine Beute zuschießt. Oder siehst du das anders?«

»Nein, und ich frage mich, wer die Beute ist.«

»Fahr weiter!«

Ich hatte es eilig, an das Ziel zu gelangen. Die Entfernung war zwar in der Dunkelheit schlecht zu schätzen, aber ich ging davon aus, dass dieses Wesen sich nicht zu weit von uns entfernt befunden hatte.

Suko startete den Wagen wieder. Er schaltete erneut das Fernlicht an. Der Weg zwang uns, recht langsam zu fahren. Er war einfach zu uneben.

Der Lichtschein schob sich vor uns her wie eine helle Insel und gab der Umgebung weiterhin einen fremdartigen Anstrich. Aber er traf noch nicht das eigentliche Ziel. Leider blieb das Haus weiterhin in der Dunkelheit versteckt.

Nicht aber die Bestie!

Auf einmal war sie wieder da. Wir hatten beide nicht mit diesem Auftauchen gerechnet. Sie jagte vom Boden her in die Höhe. Unter ihr sahen wir einen ziemlich großen Schatten, der sich bewegte. Er war so groß wie ein Mensch.

»Verdammter, der hat eine Beute!«, zischte ich.

Mehr konnten wir damit nicht anfangen. Die Bestie setzte sich in eine bestimmte Richtung ab. Sie flog einfach von uns weg, tauchte dann nieder und war verschwunden.

»Gelandet«, sagte ich voller Sarkasmus.

»Aber wo?« -

»Gib Gas.«

Suko lachte, nur. Auch wenn er es versuchte, wir hatten mit

dem holprigen Boden unsere Probleme. Er war jetzt auch feuchter geworden. An einigen Stellen gerieten wir aus der Spur und rutschten mal nach rechts, dann wieder nach links weg. Im hellen Licht sah ich, dass wir durch ein Feuchtgebiet fuhren. Ich hoffte nur, dass es sich nicht zu einem Sumpf entwickelte.

Wir hatten Glück. Schon bald wurde der Untergrund wieder trockener und auch härter. Das Fernlicht riss eine andere Umgebung aus der Dunkelheit. Jetzt sahen wir Bäume und Sträucher. Ihre Anordnung, so wild sie auch war, ließ auf einen Garten schließen, den jemand angelegt hatte.

Es war ein Garten. Dazu gehörte ein Haus. Die breite Fassade erschien für einen Moment, dann schaltete Suko das Fernlicht aus. Wir fuhren ohne Licht weiter und schoben uns förmlich durch die Finsternis.

Es war das Ziel. Hier irgendwo in der Luft hatten wir auch die Bestie gesehen. Das Haus war auch in der Dunkelheit zu sehen, denn hinter einigen Fenstern schimmerte Licht. Uns kam es wie der Gruß aus einer fernen Welt vor. In der ersten Etage war der Schein nur hinter einem Fenster zu sehen. Unten jedoch waren mehrere dieser Vierecke erleuchtet.

Suko atmete tief durch und öffnete die Tür. Auch ich hatte mich bereits losgeschnallt und stieg aus.

Beide zogen wir unsere Waffen. Wir gingen zwar nebeneinander her, hielten jedoch genügend Abstand. Um uns herum war es totenstill. Selbst das Tosen der Wellen gegen die nicht allzu weit entfernten Klippen hörten wir nur, wenn wir uns darauf konzentrierten.

Das freie Gelände hörte auf, als wir den Garten erreichten. Es wuchsen Obstbäume zwischen den kahlen Sträuchern, aber der Garten war nicht gepflegt. Man hatte alles so wachsen lassen, und die Natur reichte bis direkt an die Rückseite des Hauses heran.

Wir schoben uns durch die Lücken zwischen den Bäumen

und Sträuchern. Oftmals wurden wir von den Enden der Äste und Zweige gestreift. Sie kratzten dabei über unsere Kleidung hinweg oder huschten auch an der Gesichtshaut entlang.

Wir entdeckten nichts. Es gab keine fremde Bewegung in unserer Nähe. Auch diese Vampirfratze hatte sich zurückgezogen. Die Dunkelheit tauchte alles wie schwarze Tinte ein. Nur das Licht hinter den Fenstern blieb weiterhin bestehen, als wollte es uns eine gewisse Hoffnung vermitteln.

In der Nähe des Hauses veränderte sich der Bewuchs. Dort war er einfach dichter.

Suko war schneller und erreichte noch vor mir die Hauswand, an der er stehen blieb. Er spähte von der Seite in ein Fenster hinein. Ich blieb zurück und neben einem Fass stehen, in dem Wasser gesammelt worden war.

Suko schaffte es, einen Blick in den Raum hinter dem Fenster zu werfen. Er stemmte sich sofort vor das Fenster und zielte mit seiner Beretta gegen die Scheibe.

Es war nichts zu sehen. Mit der freien Hand winkte er mir zu. Als ich bei ihm stand, sage er: »Scheint leer und verlassen zu sein, unser Hexenhaus.«

Ich zuckte die Achseln. »Das möchte ich mir von innen mal genauer ansehen.«

»Habe nichts dagegen.«

Alte Häuser haben ihren Charme, das stand außer Frage. Sie besaßen auch oft mehrere Eingänge, und darauf setzten wir wieder. Als wir in eine bestimmte Richtung gingen, weil dort vom Haus her Licht ins Freie fiel und die in der Nähe wachsenden Pflanzen mit einem goldenen Schimmern belegte, sahen wir auch Fußspuren im Erdreich. Sie waren sogar ziemlich tief eingetreten.

Ich schaute sie mir genauer an. Kleine Füße. Wahrscheinlich gehörten die Abdrücke zu einer Frau. Hier wohnte ja eine weibliche Person.

Suko war weitergegangen und hatte bereits eine Hintertür

erreicht, neben der er stehen blieb, die Arme halb erhoben, die Beretta im Anschlag.

Die Tür war nicht geschlossen und auch nicht besonders einbruchsicher, denn in der oberen Hälfte war sie mit einem Fliegengitter versehen.

»Und?«

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Es sieht alles sehr leer aus.« »Dann geh rein.«

Ich gab ihm Rückendeckung, die nicht nötig war, denn auch als Suko die Tür aufgetreten hatte, passierte nichts. Uns griff kein Vampir an. Niemand schoss auf uns, in diesem alten und nicht sehr hohen Haus blieb es still.

Ein Flur nahm uns auf. Durch eine offene Tür drang Licht. Wir schauten in eine verlassene Küche. Auf dem Tisch standen zwei Gläser und eine Weinflasche. Hier schien eine Party zu zweit gefeiert worden zu sein. Einen Hinweis auf die Existenz eines Vampirs entdeckten wir nicht.

»Unsere Blutsaugerin scheint den Genüssen des Lebens nicht eben abhold zu sein«, bemerkte Suko. »Wein und Blut? Passt das zusammen?«

»Nur im übertragenen Sinne«, sagte ich leise und ging in die Küche hinein.

Auch auf den zweiten Blick sah ich nichts, was uns weitergebracht hätte. Auf dem Boden lag keine blutleere Gestalt, und beinahe war ich etwas enttäuscht.

Suko war im Flur zurückgeblieben. Ich hörte, dass er nach vorn ging und vernahm dann seinen leisen Ruf.

»John ...«

Auf leisen Sohlen schlich ich zu ihm. Wo er stand, war es dunkler. Er hatte seine Lampe nicht eingeschaltet, hielt sie jedoch in der Hand. Er deutete damit nach vorn. Wenn ich mich anstrengte, sah ich den Beginn einer Treppe.

»Wir sind nicht allein ...«

»Hast du was gesehen?«

»Nein, aber gehört.«

Unser kurzer Dialog hatte sich im Flüsterton abgespielt. Ich spitzte meine Ohren, nahm jedoch nichts wahr.

»Was hast du denn gehört?«

Er blies leise die Luft aus. »Wenn mich nicht alles täuscht, hat dort jemand gesprochen. Ich denke auch, dass wir bereits gesehen worden sind. Wir sollten es wagen.«

»Oaky.«

Diesmal bemühten wir uns nicht, besonders leise zu sein. Wir gingen normal, wir hörten auch unser Auftreten, und ich merkte sehr bald, dass sich der Geruch in der Luft verändert hatte. Es roch jetzt muffiger, und dieser Gestank schien sich in den Wänden eingenistet zu haben.

Der Flur nahm an Breite zu. Nicht weit von uns entfernt sahen wir auf die Innenseite der normalen Eingangstür. Auch sie war geschlossen.

Ich wartete eigentlich darauf, dass sich mein Kreuz meldete. Es zeigte eine Reaktion, wenn sich ein schwarzmagisches Wesen in der Nähe aufhielt. Diesmal tat sich nichts. Möglicherweise war das Wesen nicht stark genug, um das Kreuz zu einer Reaktion zu zwingen.

Die Treppe sahen wir zwar, aber nicht ihr Ende. Schon vor der Mitte verschwanden die Stufen in der Dunkelheit.

Dann hörte ich es auch.

Ein Knarzen. Holz, das sich bewegte, weil es Druck bekommen hatte. Allerdings außerhalb der Treppe. Weiter oben, wo die Dunkelheit noch dichter war.

Suko wollte nicht länger warten. Er schaltete seine schmale Leuchte ein und schickte den Strahl über die Stufen hinweg in die Höhe. Das Licht erreichte das Ende der Treppe und überraschte damit eine Person, die sich dort aufgehalten hatte.

Bevor sie in das Dunkel des Flurs tauchte, sahen wir noch, dass es sich um eine Frau handelte. Wir hörten einen wütenden Schrei, aber da waren wir schon auf dem Weg nach oben.

Ich dachte daran, dass es drei vermisste Personen gegeben hatte. Einmal Gitty Truman, die wir aus dem Hafen gefischt hatten, zum anderen noch die Schwestern Holm.

War das eine von ihnen gewesen?

Mit einem Sprung überwand Suko die letzten Stufen. Der Flur hier oben war nicht völlig dunkel, weil aus einer Zimmertür schwacher Lichtschein fiel. Trotzdem steckte Suko seine Lampe nicht weg und leuchtete den Gang so gut wie möglich aus.

Es roch muffig. Die Wände waren feucht. An einigen Stellen hatten sich auch die Tapeten gelöst. Wie ein sich blitzschnell bewegender und ständig die Richtung ändernder Geist huschte der gelbe Strahl durch den Flur, ohne allerdings ein Ziel zu treffen, das uns wirklich interessiert hätte.

»Zmindest eine ist hier oben, John!«

»Nimm du das Zimmer, aus dem das Licht scheint.«

»Was machst du?«

»Es gibt noch andere Türen.«

Suko schlich auf das Zimmer zu. Ich ging weiter, denn ich konnte mir vorstellen, dass sich die Untote dort aufhielt, weil es dort dunkler war.

Ich dachte an ihren Anblick. Sie war so plötzlich im Licht der Lampe aufgetaucht. Trotz der kurzen Zeitspanne glaubte ich, in ihr eine Wiedergängerin erkannt zu haben. Der offene Mund, der Ausdruck der Augen und ...

Etwas lenkte mich ab.

Es war ein knarrendes Geräusch. Vor mir wurde eine Tür geöffnet. Sie war die letzte im Flur. Sicherlich hatte dahinter schon mancher Pensionsgast gewohnt.

Ich blieb stehen. Ein Ziel hatte ich ja. Hinter mir war Suko in einem Raum verschwunden. Aus ihm hörte ich Geräusche, doch sie waren für mich nicht zu identifizieren.

Ich konzentrierte mich auf mein Ziel und musste dann zweimal hinschauen, um zu sehen, was da ablief. Die Tür war

aufgestoßen worden, und durch die Öffnung schob sich eine weibliche Gestalt. Nur stand sie nicht auf ihren Beinen. Sie kroch wie ein Wurm über den Boden, und ich hörte ihr scharfes Keuchen.

Auch ich hatte meine Leuchte längst eingeschaltet. Ich senkte sie und strahlte dabei in ein Gesicht, dessen Mund weit offen stand, sodass mir die verfluchten Vampirzähne neben den normalen regelrecht präsentiert wurden.

Die Untote war normal bekleidet. Pullover und Hose. Sie hatte struppiges Haar, das in die Stirn fiel und dort an den Enden wie abgenagt wirkte.

»Jenny?«, flüsterte ich.

Mich erreichte ein scharfes Lachen.

»Maja?«

Diesmal sagte sie nichts. Sie hob den Kopf nur etwas höher an und kroch dabei auf mich zu.

Da der Lichtkegel ihr Gesicht nicht verlassen hatte, sah ich deutlich die Gier in ihren Augen. Ich kannte mich mit diesen Wesen aus. Wer so schaute, der hatte lange kein Blut mehr getrunken und dürstete mit jeder Faser seines Körpers danach.

Dass ich eine Waffe in der Hand hielt, irritierte sie nicht. Woher sollte sie auch wissen, dass sie mit geweihten Silberkugeln geladen war.

An der Wand blieb sie für einen Moment liegen. Aber sie ließ mich auch jetzt nicht aus dem Blick. Ich sah, dass ihre Zunge aus dem Lippenspalt fuhr und sie die Umgebung des Mundes ableckte. Dann stemmte sie sich in die Höhe.

Es kam mir vor wie ein Spiel, das sie inszeniert hatte. Den Kopf hielt sie dabei zur Seite gelegt. Sie war viel kleiner als ich und noch so verdammt jung.

Aber sie wollte mein Blut. Es gab nichts anderes für sie.

»Wer bist du?«

Diesmal erhielt ich eine Antwort. »Jenny Holm ...«

»Und wo steckt Kalina?«

»Sie holt sich neues Blut!«

Ich musste an das Bild denken, das wir gesehen hatten. Wir hatten sie in der Luft gesehen, zusammen mit ihrer Beute, und diese Beute war ein Mensch gewesen. Ich bezweifelte, dass wir es noch schaffen konnten, ihn zu retten.

»Willst du nicht kommen, Jenny?«

»Nein, nein!« Heftig schüttelte sie den Kopf. Sie sah sogar aus, als wollte sie sich zurückziehen, und ich konnte mir den Grund denken. Sie musste die Magie meines Kreuzes spüren. Was für mich und andere normale Menschen etwas Wunderbares und auch Vertrauenerweckendes war, das war für eine Untote tödlich.

Ihre Lippen zuckten. Die Zähne warteten darauf, zubeißen zu können. Sie war so gierig, aber sie hatte auch Angst. Deshalb wich sie wieder zurück.

Ich hätte sie gern laufen gelassen, wenn sie ein normaler Mensch gewesen wäre. Aber sie war es nicht. Durch die Bisse war sie vollends zu einem weiblichen Vampir geworden. Bei diesem jungen Ding reichte auch kein Blutaustausch mehr.

»Es tut mir Leid für dich, Jenny, aber es gibt leider keine andere Möglichkeit.«

Sie war zwar ein Vampir, aber sie hatte begriffen. Für Jenny war klar, dass sie ihr Leben aushauchen sollte. Ihre Angst war wie ein geistiges Gefängnis, und sie sah auch, wie ich meine Waffe so richtete, dass die Mündung auf ihre linke Brustseite wies.

Sie war so jung.

Erst Achtzehn, bestimmt nicht älter.

Und ich schoss trotzdem!

Der Knall des Abschusses peitschte überlaut in meinen Ohren. Der Gang schien zu explodieren, aber nur Jennys Haltung veränderte sich. Das geweihte Silbergeschoss traf sie aus kurzer Entfernung genau ins Herz. Sie schrie nicht einmal, sie wurde nur für einen Moment sehr hart gegen die Wand

gepresst, als sollte sie in den nächsten Sekunden von ihr verschlungen werden.

Dann gaben die Beine nach. Mit dem Rücken noch die Wand berührend, sackte sie in die Knie. Ihren Mund hatte sie weit aufgerissen, doch kein Laut drang heraus. Jenny starb lautlos, obwohl das Sterben in diesem Fall einer Erlösung glich.

Ich ging zu ihr, als sie zusammengesackt war und sich nicht mehr bewegte. Der Kopf war nach vorn gekippt, aber das Kinn berührte noch nicht die Brust.

Mit dem Waffenlauf, der unter dem Kinn lag, hob ich den Kopf leicht an.

Es war vorbei. Ich hatte sie durch die Kugel erlöst. Auch der wilde Ausdruck in ihrem Gesicht war verschwunden. Vor mir saß eine junge Frau, die die Schwelle zum Erwachsensein soeben überschritten hatte.

Ich wollte mir keine Vorwürfe machen, aber sie kamen automatisch. Und trotzdem hatte es keine andere Möglichkeit gegeben, Jenny Holm aus dieser Hölle hervorzuholen.

Sie hatte ihren Frieden, aber damit waren unsere Probleme noch nicht gelöst.

Ich drehte mich um, weil ich den Raum betreten wollte, in dem sich Suko mit der anderen Holm-Schwester befand.

Bevor ich die Tür öffnen konnte, hörte ich einen leisen Schrei, dann einen Fall, wieder einen Schrei, der in ein schreckliches Jammern überging, und bevor ich die Hand noch auf die Klinke gelegt hatte, drückte Suko die Tür bereits auf.

Er sah mich und machte mir Platz.

Maja Holm war den gleichen Weg gegangen wie ihre Schwester Jenny. Sie lag neben dem Bett auf dem Boden und sah aus wie eine verletzte Puppe. Suko hatte nicht geschossen, sondern seine Dämonenpeitsche eingesetzt. Das Gesicht der Blutsaugerin war getroffen worden. Tiefe rote Streifen zeichneten die Haut.

Er nickte mir zu. »Du weißt selbst, dass es keine andere

Möglichkeit gab.« »Wem sagst du das?« Ich ging tiefer in das Zimmer hinein. Das Fenster stand noch immer offen. Die kalte Luft wehte herein, doch das interessierte mich nur am Rande, denn etwas anderes war wichtiger. Ich hatte gesehen, dass dieser Raum bewohnt war. Gepäck stand auf dem Boden. Auch fiel mir eine dicke Winterjacke auf, die vergessen worden war und auf dem Bett lag.

»Was meinst du, Suko?«

»Dass es hier noch einen dritten Gast gibt.«

»Kann es sein, dass wir ihn gesehen haben?«

Mein Freund hob die Augenbrauen an. »Denkst du an die Beute der Bestie?« »Du nicht?«

Er nickte.

»Leider. Und ich nehme an, dass wir auch bei ihr zu spät kommen. Oder hast du gesehen, wo sie hingeflogen ist?«

»Nein, leider nicht.«

»Dann warten wir!«, entschied ich.

»Denn ich denke, dass Kalina irgendwann zurückkehren wird.« »Okay, nichts dagegen.« Ich warf noch einen Blick auf die endgültig Tote. Auch sie war noch jung, vielleicht eine Idee älter als Jenny. Mich überfiel eine unheimliche Wut auf die Person, die das getan hatte.

Das Fenster schloss ich wieder, nachdem ich gesehen hatte, dass der Himmel leer war. Suko befand sich nicht mehr im Zimmer. Er stand draußen auf dem Gang.

Als ich ihn ansprechen wollte, fiel mir seine starre Haltung auf. Zusätzlich hatte er noch einen Finger auf die Lippen gelegt, und mit der freien Hand deutete er auf die Treppe.

»Was ist los?«, flüsterte ich.

»Wir sind nicht mehr allein, John.«

Keiner von uns beiden schaltete seine Leuchte ein. Aber wir

bemühten uns, so leise wie möglich zu gehen, und auch auf der Treppe vermieden wir jedes Geräusch.

Ganz klappte das nicht. Wir konnten nicht fliegen, aber wie zwei Schatten bewegten wir uns nach unten. Dabei versuchte ich mir vorzustellen, was uns erwartete. Diese Kalina war viel gefährlicher als Jenny und Maja Holm. Nicht nur, weil sie die beiden jungen Frauen in das seelenlose Reich der Vampire hineingezogen hatte, es gab noch einen anderen Grund.

Sie konnte sich in eine Bestie verwandeln. Sie war einmal der Mensch und dann der gierige Blutsauger.

Auch als wir die Treppe hinter uns gelassen hatten, war nichts passiert. Im Flur erwarteten uns nur die Schatten. Erst jetzt fiel mir auf, dass aus allen möglichen Töpfen Pflanzen wuchsen. Aber sie rochen nicht. Ein anderer Geruch hatte sich hier ausgebreitet, und er glich schon mehr einem Gestank.

Alt und muffig.

Nach Blut riechend, wenn auch nur unterschwellig, wie der Geruch nach Moder.

Wir hatten nichts gesehen. Nur wurde ich den Eindruck nicht los, dass sich etwas in der Küche abspielte. Zudem war diese Tür noch immer nicht geschlossen.

Und wir hörten die fremde Stimme. Rau und mit einer Drohung sowie einem Versprechen unterlegt.

»Dein Blut wird besonders köstlich sein. Auch die beiden werden dich nicht retten können, Alexandra ...«

Der zweite Fluchtversuch war misslungen. Alexandra hatte alles gegeben, aber das Monster war stärker gewesen. Es hatte sie einfach mitgeschleppt zu einem Ort hin, an dem es besonders finster war und sie niemand störte.

Sie waren nicht weit vom Haus entfernt gelandet. Alexandra war zu Boden geschleudert worden und hatte erleben müssen,

welche Dinge es in dieser Horrorwelt noch gab.

Aus dem Monster war eine Frau geworden. Eine, die nicht mehr so jung war, aber noch immer attraktiv aussah. Was wohl auch an ihren rötlichen Haaren lag. Da gab es keine Schuppen mehr an diesem menschlichen Körper, der nackt war und überhaupt nicht fror, weil die Kälte ihm nichts ausmachte.

Alexandra glaubte, sich in einem anderen Film zu befinden. Und irgendwo hatte sie sogar wieder Hoffnung bekommen. Bis sie dann die beiden Zähne sah, als Kalina ihren Mund geöffnet hatte. Da erst wurde ihr klar, dass die Frau beides war.

Bestie und Mensch!

Von diesem Zeitpunkt an hatte sich Alexandra aufgegeben. Sie war jetzt überzeugt, verloren zu sein.

»Auf etwas wie dich habe ich gewartet ...«

Diesen Satz konnte sie nicht vergessen. Er war ihr zugeflüstert worden, als sich Kalina weit über sie gebeugt hatte. Dann war ihre Zunge durch den Lippenspalt gefahren und hatte mit der Spitze verschiedene Stellen an ihrem Gesicht abgeleckt.

»Du schmeckst so gut. Du schmeckst so jung. Weißt du, dass ich die jungen Frauen liebe? Nur sie, nur die Frauen, denn ihr Blut ist etwas Besonderes.«

Alexandra hatte alles gehört. Sie ekelte sich vor dieser Person, denn sie sah Kalina nicht als Frau an, sondern als das Monstrum, das sie entführt hatte.

»Lass mich doch laufen«, flüsterte sie jammervoll.

Über ihrem Kopf verzog sich das Gesicht der anderen zu einem breiten Grinsen. Jetzt waren die beiden gefährlichen Vampirhauer besonders gut zu sehen.

»Ich soll dich laufen lassen, sagst du? Nein, meine Kleine, das werde ich nicht tun. Du bist die Frische für mich. Ich habe mich lange Zeit nicht mehr von frischem Blut ernährt. Die Letzte hat sich so gewehrt, dass ich ihr die Kehle aufreißen musste. Ich habe sie dann in das Wasser geschleudert. Ich wollte sie nicht, denn ich spürte, dass ich bald Ersatz bekom-

men würde.«

Nach diesen Worten stand für Alexandra endgültig fest, dass sie dieser Bestie nicht mehr entkommen konnte. Es würde nicht lange dauern, dann war sie ein blutleeres Etwas, nur noch eine Hülle, ohne normales Leben, ohne Seele.

Die Angst vor dieser Zukunft drängte bei ihr die Gegenwart zurück. So bekam sie nur am Rande mit, dass sie zuerst angehoben und danach weggetragen wurde. Sie sah auch nicht, wohin die Bestie sie schaffte. Erst als sich die Umgebung veränderte und auch die Kälte nicht mehr so spürbar war, blickte sie sich um.

Kalina hatte sie in einen Raum geschafft und auf die Füße gestellt. Sie hielt Alexandra noch für einen Moment fest, dann drückte sie die Deutsche nach hinten. Die Furcht, einfach auf den Boden geschleudert zu werden, verschwand, denn an ihrem Rücken spürte Alexandra einen harten Widerstand. Sie verdrehte die Augen, schielte zur Seite und erkannte dann, dass Kalina sie auf den Küchentisch gelegt hatte. Die Gläser und die Weinflasche waren verschwunden. Jetzt brauchte sie einfach viel Platz.

Wieder schwebte das Gesicht der Frau über ihr. Es war glatt, es schien irgendwie alterslos zu sein, und Alexandra dachte daran, dass Vampire angeblich über Jahrhunderte existierten und somit so etwas wie ein »ewiges« Leben bekamen.

Eine Hand kroch über ihren Körper hoch und berührte sie an intimen Stellen. Das Gesicht über ihr zeigte ein bösartiges und zugleich erwartungsvolles Grinsen, dann riss die Hand am oberen Saum des Pullovers und zerrte ihn nach unten.

»Ich will deinen Hals sehen, Süße. Ich will ihn spüren. Ich will sehen, wie die Adern sich unter deiner dünnen Haut abzeichnen. Und es kann dir keiner helfen. Auch die Männer nicht, die mir aufgefallen sind. Erst bist du an der Reihe, dann hole ich sie mir, wenn ich dann noch Durst habe ...«

»Nein!«, keuchte Alexandra verzweifelt. »Ich will weg. Ich

will ...«

Sie stieß mit einer Hand zu. Sie traf die Brust der Nackten und drückte den Körper für einen Moment aus ihrer Nähe weg.

Im nächsten Augenblick brannte ihre Wange. Alexandra hörte das Klatschen, als die flache Hand ihren Kopf traf. Vor ihren Augen funkelten Sterne, und sie hörte, wie Kalina ihre Worte wiederholte.

»Dein Blut wird besonders köstlich sein. Auch die beiden werden dich nicht retten können, Alexandra.«

Der Kopf sank nach unten. Der Mund war dabei weit geöffnet, und dann stießen die beiden spitzen Enden der Zähne in die dünne Haut des Halses ...

In diesem Moment trat ich die Tür auf. Es war ein Reflex. Wir wussten beide, dass es ums Ganze ging. Ein Zögern wäre für Alexandra fatal gewesen.

Es war nicht dunkel, sondern genügend Licht vorhanden, um einen Überblick zu bekommen. Mich interessierte dabei nur die Blutsaugerin. Sie war nackt, und sie fuhr in die Höhe, als ich die Tür nach innen getreten hatte.

Waren wir zu spät gekommen?

Der Gedanke durchfuhr mich, als mein Blick auf den Mund der Blutsaugerin fiel. Dort zeichnete sich Blut ab, und bei mir riss der Faden.

Ich schoss auf sie.

Das geweihte Silber jagte in den nackten Körper. Die Untote verlor den Halt. Sie taumelte zurück, und ihre Hände wischten dabei fahrig durch die Luft.

»Pack sie dir!«, schrie ich Suko zu und kümmerte mich um die junge Frau, die rücklings über dem Küchentisch lag, um zu einem neuen Vampir gemacht zu werden.

Ich beugte mich über sie und sah an ihrer linken Halsseite die

beiden Bissstellen. Als ich sie anfasste, begann sie zu wimmern. Wahrscheinlich hatte sie noch gar nicht mitbekommen, dass es nicht mehr Kalina war, die sie im Griff hielt.

Mit den Fingerkuppen wischte ich über die Bissstellen hinweg. Sie waren zum Glück nicht tief. Die Wiedergängerin hatte das Blut noch nicht einsaugen können. Ich war überzeugt, dass Alexandra noch gerettet werden konnte.

»Okay, bleib nur liegen. Es ist alles in Ordnung ...«

Ich kümmerte mich um Suko, drehte den Kopf und schaute zu, wie er mit der Dämonenpeitsche zuschlug.

Kalina hatte sich wieder aufgerafft. Sie stand am Fenster, doch das war kein Fluchtweg mehr für sie. Den Griff hielt sie schon umklammert, als die drei Riemen gegen ihren nackten Rücken klatschten und ihre zerstörerische Kraft abgaben.

Irre Schreie jagten durch die Küche. Die Haut platzte auf, als wären scharfe Meißel von oben nach, unten daran entlanggefahren. Der Kopf zuckte dabei vor und zurück. Er prallte auch gegen die Scheibe, die beim dritten Auf treffen zerbrach.

Der Kopf fiel in die Splitter und blieb an einem hochstehenden stecken. Ich stand neben Suko.

Einzugreifen brauchte ich nicht mehr, denn die nackte Frau begann zu verfaulen.

Nicht nur die Stellen, wo die drei Riemen getroffen hatten, sahen dunkel und faulig aus, die Zersetzung hatte den gesamten Körper gepackt und pflanzte sich bis zum Kopf hin fort.

Wir sahen nur den Nacken. Auch dort wurde die Haut plötzlich dunkel und weich. Sie rollte sich zusammen. Aus den Wunden löste sich eine stinkende dunkle Flüssigkeit. Das alte Blut der Menschen, das sie getrunken hatte.

Mit einem heftigen Ruck befreite sich die Blutsaugerin von der Scherbe. Wir hörten sie noch zerkirren, dann drehte sich der Körper schwerfällig auf der Stelle herum, sodass uns jetzt ein Blick in ihr Gesicht möglich war.

Nein, das war nicht mehr das Gesicht der Kalina. So sah kein

Mensch aus. Ich wischte unwillkürlich zurück, weil mich der Anblick schockierte.

Kalina zeigte sich in ihrer zweiten oder wahren Gestalt. Es gab keinen menschlichen Kopf mehr. Auch kein menschliches Gesicht. Wir starnten in die Fratze, die wir schon mit Hilfe der Ferngläser vom Boot aus entdeckt hatten.

Die grüne Haut, die langen Ohren, das widerliche, mit hellen Zähnen gefüllte Maul. Die Augen in den Höhlen, die jetzt wässrig wurden und wie dicker Schleim an der rissigen Haut entlang nach unten liefen.

Die Zähne lockerten sich. Sie fielen plötzlich aus, und das gesamte schreckliche Gesicht zog sich zusammen. Da war nichts Festes mehr bei der Haut. Sie hatte sich in eine weiche und jetzt auch stinkende Masse verwandelt, über der ein leichter Rauch schwebte, der uns ätzend und auch stinkend wie Säuredampf erreichte.

Kalina verging endgültig. Von ihr würde nichts anderes als eine schmierige Masse zurückbleiben. Trotzdem war ich nicht ganz zufrieden. Ich hätte gern mit ihr gesprochen und mehr über sie selbst erfahren. Aber man kann eben nicht alles haben.

Wir führten Alexandra aus der Küche.

Suko holte von oben ihr Gepäck, während ich im Flur auf die beiden wartete. Sie hatte bestimmt einen Schock bekommen, aber sie reagierte anders als die Menschen, die unter einem derartigen Einfluss standen.

Sie musste etwas loswerden, und so erfuhr ich, was ihr widerfahren war, und ich hörte besonders gut zu, als sie von einer Frau sprach, die von Kalina einfach ins Wasser geworfen worden war.

»Du hast es geschafft«, sagte ich zu ihr.

»Komm jetzt, lass uns so schnell wie möglich von hier ver-

schwinden.«

Aus dem Rover holte ich die Autoapotheke hervor. Darin befand sich auch Pflaster, und das klebte ich über die beiden Wunden am Hals.

Sie würden bald verheilt sein, doch die Wunden in der Seele eines Menschen heilen leider nicht so schnell ...

ENDE